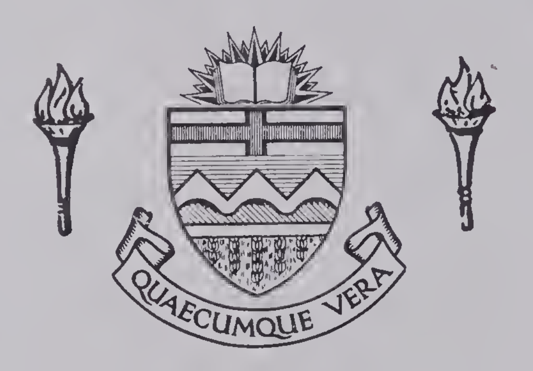

QUAECUMQUE VERA

UNIVERSITY OF ALBERTA
LIBRARY

Regulations Regarding Theses and Dissertations

Typescript copies of theses and dissertations for Master's and Doctor's degrees deposited in the University of Alberta Library, as the official Copy of the Faculty of Graduate Studies, may be consulted in the Reference Reading Room only.

A second copy is on deposit in the Department under whose supervision the work was done. Some Departments are willing to loan their copy to libraries, through the inter-library loan service of the University of Alberta Library.

These theses and dissertations are to be used only with due regard to the rights of the author. Written permission of the author and of the Department must be obtained through the University of Alberta Library when extended passages are copied. When permission has been granted, acknowledgement must appear in the published work.

This thesis or dissertation has been used in accordance with the above regulations by the persons listed below. The borrowing library is obligated to secure the signature of each user.

Please sign below:

Date	Signature	Institution







THE UNIVERSITY OF ALBERTA

DER KRITISCHE EDUARD MOERIKE

by



BERTRAM H. BAIER

A THESIS

SUBMITTED TO THE FACULTY OF GRADUATE STUDIES

IN PARTIAL FULFILMENT OF THE REQUIREMENTS FOR THE DEGREE

OF MASTER OF ARTS

DEPARTMENT OF GERMANIC LANGUAGES AND GENERAL LINGUISTICS

EDMONTON, ALBERTA

OCTOBER, 1968



UNIVERSITY OF ALBERTA

FACULTY OF GRADUATE STUDIES

The undersigned certify that they have read, and recommend to the Faculty of Graduate Studies for acceptance, a thesis entitled DER KRITISCHE EDUARD MOERIKE submitted by Bertram H. Baier in partial fulfilment of the requirements for the degree of Master of Arts.



ABSTRACT

In the wake of a new approach towards Eduard Mörike, this thesis is an attempt to contribute an often overlooked aspect. It has frequently been maintained that Mörike was not only a poet of the so called "Biedermeier" -period, but was indeed a "Biedermann" himself. Thus he was looked upon as a writer having very little contact with the world around him, and only being concerned with his small surroundings. Such a view was strongly supported through some of his lyrics, where an element of the pastoral idyll is clearly detectable. Even though it is true that his physical experience of the world was limited to an area of less than 200 miles in diameter, he nevertheless took a lively interest in all the happenings of his day, especially in politics. The fact that he hardly ever used his writing for political or social criticism, does not necessarily mean that he was unaware of the dramatic changes going on during his time. In fact, he realized them very well, as is clearly reflected in his private correspondence. The reason for the almost complete absence of any political or social criticism in his works (with the exception of a few poems) is mainly due to the fact that he did not want to endanger his poetry, but also, because he could not see himself withstanding personal attacks or getting involved in heated arguments.



One special kind of criticism though, is detectable throughout his writings and sometimes almost takes the form of a crusade. It is his great dislike of anything pretentious, ostentatious or hypocritical. Other kinds of criticism (e.g. of the monarchy) are detectable and most of them are well-founded, yet nevertheless rather subjective.

To show the various kinds of criticism and to relate them to the peculiarities of the author as a person, is one aim of this thesis. The other is to show a Mörike with a much wider range of thought, perception, and knowledge than has generally been attributed to him.



ACKNOWLEDGEMENT

I should like to express my thanks to Dr. Ernest Reinhold who made it possible for me to write this thesis, and also to Professor Milan V. Dimić for his guidance, care and supervision.



MEINEN ELTERN -

DIE MIR SCHON FRUEH DEN DICHTER

MOERIKE NAHEBRACHTEN -

UND MEINER FRAU IN

DANKBARKEIT UND LIEBE GEWIDMET

DEDICATED TO MY PARENTS

WHO AWAKENED MY INTEREST IN MOERIKE

AND TO MY WIFE

WITH GRATITUDE AND LOVE.



INHALTSVERZEICHNIS

Der kritische Eduard Mörike



I. EINLEITUNG

Eduard Mörike (1804-1875) wird auch heute noch als ein Hauptrepräsentant des literarischen Biedermeier, als der Idylliker schlechthin, angesehen. Kaum eine Anthologie und nur wenige Literaturgeschichten kommen ohne dieses Begriffspaar aus und wenn, so verfehlen sie doch nicht, uns Mörike als den verträumten, in seine kleine Welt versponnenen Poeten darzustellen.[1] In der kritischen Literatur allerdings lässt sich seit der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg, und hier besonders durch Werner Zemp, eine bedeutende Richtungsänderung feststellen.[2] Das ehedem stark auf das Biographische konzentrierte Interesse wird zweifach abgelöst: Erstens durch den Versuch der direkten Interpretation, besonders der lyrischen Werke, und zweitens durch die Frage, wie und wo Mörike im 19. Jahrhundert literarisch seinen Platz hat. Letzteres geschah hauptsächlich in Gesamtdarstellungen, wie z.B. der von S.S. Prawer mit dem bezeichnenden Untertitel: Versuch einer Wirkungsgeschichte,[3] oder der Dissertation von Gerda Neumann-Rudolphi mit dem Titel "Romantik und Realismus bei Eduard Mörike."[4] Viele Einzelaspekte, die aber wesentlich zur

---

[1] Herbert Meyer, Eduard Mörike (Stuttgart, 1965), S. 54, im weiteren zitiert als Meyer und Seitenzahl.

[2] Elemente und Anfänge (Frauenfeld, 1939).

[3] Mörike und seine Leser (Stuttgart, 1960).

[4] Göttingen, 1948.

Erhellung von Mörikes "Standpunkt" beitragen könnten, harren noch der Bearbeitung. Hier wirkt sich besonders hemmend aus, dass auch heute noch längst nicht alle Briefe veröffentlicht sind, diese aber gerade bei Mörike, neben seinem eher bescheidenen poetischen Werk, die Hauptquelle für solche Untersuchungen darstellen.

Dem vorliegenden kleinen Beitrag zu Mörikes Stellung in und zu seinem Jahrhundert, seien noch ein paar Ueberlegungen und Tatsachen vorausgeschickt, die uns zur rechten Perspektive verhelfen und zugleich einen Rahmen setzen.

Der Dichter lebte seine 71 Jahre in einer Zeit, in der sich der Lebensrhythmus gewaltig zu steigern begann: Erfindergeist verwirklichte den uralten Traum des Fliegens (wenigstens des Schwebens), verband die raschwachsenden Städte durch Schienenstränge etc. Eine immer grösser werdende Unrast ergriff die Menschen, die auch politisch sich nicht mehr mit der Wiederherstellung eines status quo ante zufriedengeben wollten and konnten. Die französische Julirevolution bewegte selbst in Deutschland grosse Massen, endete aber da wie dort enttäuschend. Erst die Revolution von 1848 brachte

---

[5]Meyer, S. 2.



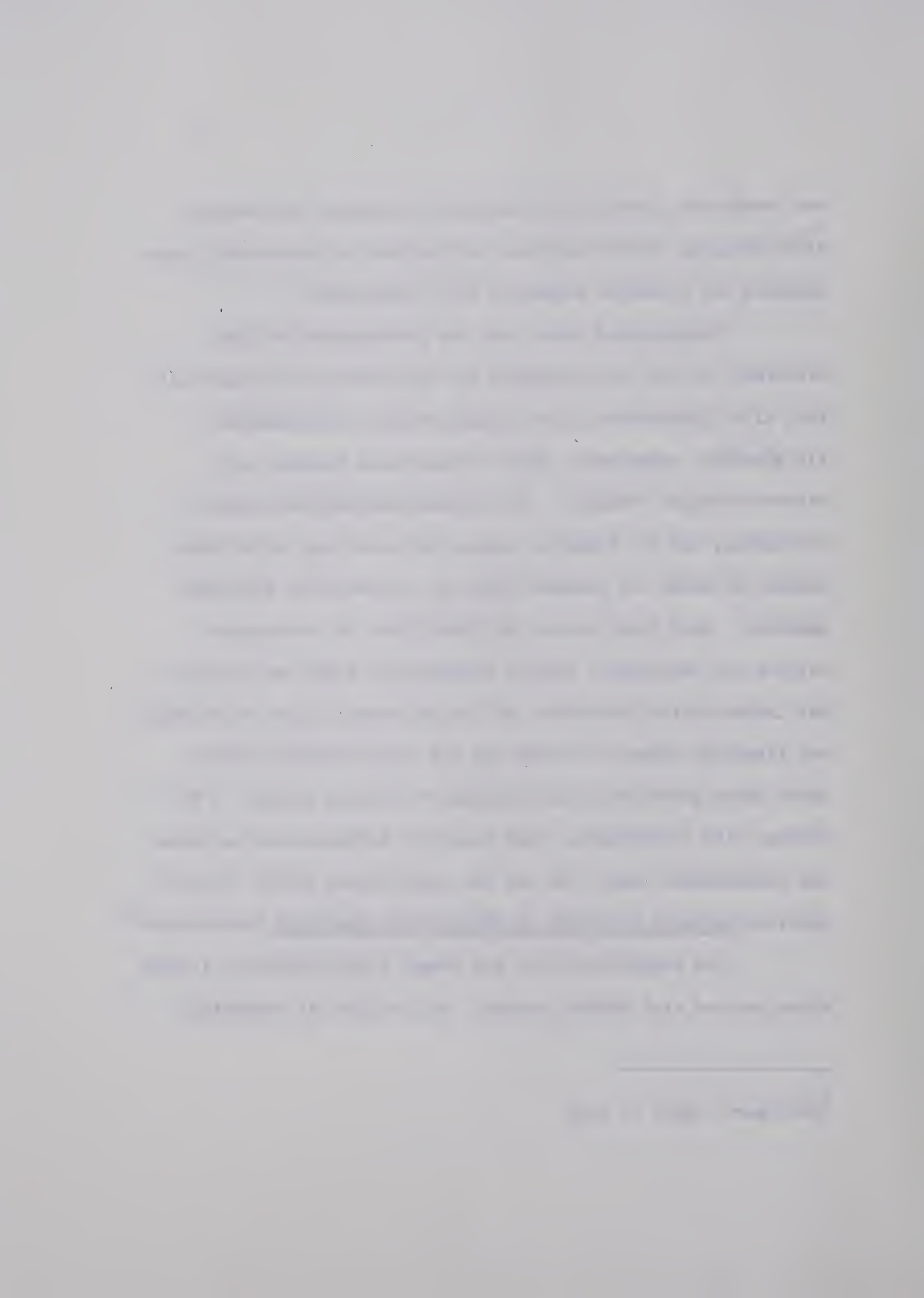
den Durchbruch liberaler und nationaler Gedanken; der Versuch einer Einigung Deutschlands aber schlug fehl und wurde erst unter Bismarck und Preussens Hegemonie 1871 verwirklicht.

Entsprechend hatte auch das geistesgeschichtliche Kraftfeld, in das sich besonders der junge Mörike hineingestellt sah, alle Eigenschaften einer ausgesprochenen Uebergangszeit: ein gärendes, drängendes, höchst vielseitiges Ensemble sich widerstreitender Potenzen. Die allgemeineuropäische Seelenverfassung, die wir Romantik nennen, war noch lange nicht überwunden und wurde nur langsam durch den literarischen Realismus abgelöst. Noch immer galten die Traditionen der klassischen Bildung als sakrosankt, während andererseits schon das Ereignis der industriellen Revolution und die Entstehung eines Proletariats von rigorosen Denkern wie Marx als die entscheidenden Aspekte eines neuen geschichtlichen Zustandes verstanden wurden. -- Wir könnten hier weiterfahren, denn noch viel Erstaunliches an Neben- und Nacheinander lässt sich aus den synoptischen Tafeln in Fritz Martinis _Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus_ herauslesen.[6]

Uns beschäftigt aber die Frage: Konnte Mörike zu alledem schweigen und sich abseits halten? Ist er also ein Paradefall

---

[6]Stuttgart, 1962, S. 2-31.



jener deutschen Schwerhörigkeit in Fragen staatspolitischer Verantwortung zum Beispiel, deren Folgen heute bekanntlich mit Händen zu greifen sind? Gibt es überhaupt den Kritiker Mörike, und wenn nicht auf politischem, so vielleicht in anderen Bereichen der Gesellschaft? Wo zeigt der Dichter sein wahres Gesicht? -- wenn er schreibt: "Jetzt will ich Kugeln aus den Lettern giessen! --"[7] oder (um nur eines aus der Vielzahl dieses Genres zu nennen) in dem Gedicht: "Verborgenheit" mit seiner oft zitierten ersten Strophe

> Lass, o Welt, o lass mich sein!
> Locket nicht mit Liebesgaben,
> Lasst dies Herz alleine haben
> Seine Wonne, seine Pein![8]?

Es sei versucht, darauf eine Antwort zu finden.

---

[7]Es wird im Text zitiert nach Eduard Mörike, Sämtliche Werke und Briefe. Ausgabe in drei Bänden, hrsg. Gerhart Baumann (Stuttgart, 1961), unter Angabe der Seitenzahl und des Bandes. Im vorliegenden Fall: Brief an W. Hartlaub vom 5. Mai 1848, EM, III, S. 665.

[8]EM, I, S. 101.



II. DER MENSCH EDUARD MOERIKE

a) Herkunft und Jugendeinflüsse

Dem Landvogtei- und Oberamtsarzt sowie kurfürstlich württembergischen Leibmedikus Karl Friedrich Mörike in Ludwigsburg bei Stuttgart wurde am 8. September 1804 der Sohn Eduard Friedrich geboren. Es war das siebente von dreizehn Kindern, die ihm seine Ehefrau Charlotte, eine Pfarrerstochter, schenkte. Die Mörikes stammen ursprünglich aus der Mark Brandenburg und wurden erst durch Auswanderung und Heirat im 18. Jahrhundert in Württemberg heimisch.[1] Eduards Vater war eine rechtschaffene, schwerblütige und eher nüchterne Natur. Die Erziehung der Kinder oblag der Mutter, -- der "feinen Schwäbin," wie Gottfried Keller sie nannte -- die mit Goethes Mutter wohl den schalkhaften Humor und die "Lust zu fabulieren" teilte.[2] Neben der Mutter übten die ältere Schwester Luise und der ältere Bruder Karl einen nachhaltigen religiösen and sittlichen Einfluss auf ihn aus. Sie waren es, die zusammen mit der nachgeborenen Schwester Klara in des Dichters Leben eine oft entscheidende Rolle

---

[1]Harry Maync, Eduard Mörike, sein Leben und Dichten (Stuttgart und Berlin, 1913), im weiteren zitiert als Maync und Seitenzahl.

[2]Gottfried Keller bezeichnet Mörike als den "Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin." Vgl. W. Grabert und A. Mulot, Geschichte der Deutschen Literatur (München, 1958), S. 306.



spielten.[3] Ludwigsburg, auch die Geburtsstadt seiner späteren Freunde Justinus Kerner, Ernst Friedrich Kauffmann, Friedrich Theodor Vischer und David Friedrich Strauss, war für den phantasievollen Eduard keine langweilige Soldatenstadt. Hier war die obrigkeitliche Präsenz spürbar; Verwaltung and Militär waren Brotgeber fast aller Bewohner. Der fünfjährige Knabe erlebte den Besuch Napoleons in Ludwigsburg und war von der gewaltigen Gestalt des "empereur" tief beeindruckt.[4] Im Jahr 1814 nahm russische Reiterei, aus Kosaken, Kalmücken und Kirgisen zusammengesetzt in der Stadt Quartier. Mochte der Knabe auch die politischen Zusammenhänge jener bewegten Jahre vor dem Wiener Kongress noch nicht zu überschauen, so spürte er doch den Atem der Zeitläufte. Später wurde die Residenz endgültig nach Stuttgart verlegt; Stille herrschte in der Stadt und Gras wuchs auf den wenig begangenen Strassen. Die weit angelegten Plätze und Promenaden mit ihrem (noch heute) prächtigen Linden- und Kastanienbestand, der romantische Schlossgarten mit seinen künstlichen Ruinen und der Windharfe hatten für den empfänglichen Sinn des Knaben nichts an

---

[3]L u i s e hatte einen grossen Einfluss auf den 20-jährigen in seiner "Peregrina-Zeit", K l a r a wurde seine Lebensbegleiterin bis zu seinem Tod. K a r l hatte am meisten Verständnis für den Dichterbruder, stand aber auch -- wie noch gezeigt werden wird -- in einem mehrfachen, teils gespannten Abhängigkeitsverhältnis zu ihm.

[4]Später taucht der Name Napoleon immer wieder in seinen Briefen und Werken auf. Vgl. besonders das Gespräch im Maler Nolten, EM, II, S. 256 sowie die Briefe vom 4. Januar 1830 an Luise Rau, EM, III, S. 169 und an Hartlaub vom 26. März 1847, EM, III, S. 635.



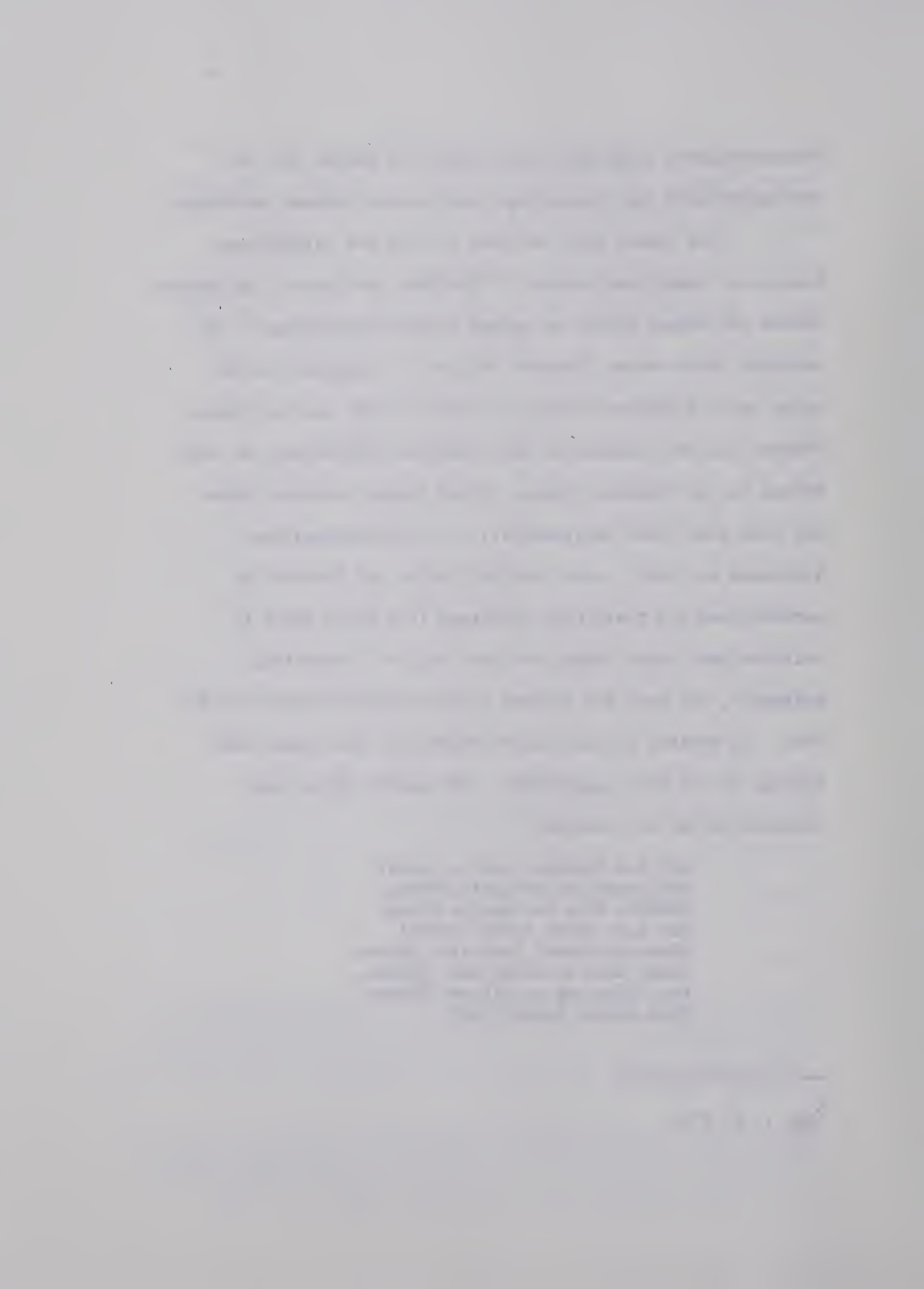
Gegenwärtigkeit eingebüsst: hier konnte er seinen oft von Geheimnisvollem und Gespenstigem umwitterten Träumen nachhängen.

Aus dieser Zeit besitzen wir von dem elfjährigen Knaben ein längliches Gedicht: "'Ein Wort der Liebe', den besten Eltern von Eduard Mörike an seinem eilften Geburtstag."[5] Es verfehlt nicht seinen Eindruck auf uns -- abgesehen von der schon recht flüssigen Diktion -- denn es zeigt uns den jungen Dichter als den ergebensten und frömmsten Sprössling, den sich Eltern nur je wünschen können. Neben dieser Devotion spüren wir auch eine tiefe Religiosität, -- ein bedingungsloses Vertrauen auf Gott, sowohl als den Helfer und Tröster bei persönlichen und familiären Problemen (der Vater hatte in selbigem Jahr einen Schlag erlitten und war linksseitig gelähmt!), als auch den Bringer einer besseren Zukunft für die Welt. In Mörikes erstem Gedicht finden wir den Wunsch nach Frieden in der Welt ausgedrückt. Wie anders wären sonst folgende Zeilen zu verstehen?

> Ah! die Menschen sind so müde!
> Käme doch der Freiheit Glück,
> Brächte doch der goldne Friede
> Uns auch unser Glück zurück!
> Süsse Hoffnung! Lass dich nähren:
> Lange kann es nicht mehr währen,
> Uns blüht aus so bittern Zähren
> Eine heitre Zukunft auf.

---

[5] EM, I, S. 271.



Etwas "Altkluges" und Frühreifes schwingt in diesen Versen mit. Hier ist im Keim schon eine Haltung angelegt, die, wie wir sehen werden, geradezu typisch für den späteren Dichter wird: er registriert die Vorgänge um sich herum sehr wohl, aber er versteht es nicht, sich den Gegebenheiten anzupassen. Er will auch nicht kämpfen, sondern den "goldenen Frieden," den innern und den äussern, der nur alleine, sein, des Dichters, Nährboden sein kann.

Das Leben liess ihn jedoch vorderhand keine Ruhe finden. Mit einer schrillen Dissonanz endete seine Kindheit, als nach schwerem Leiden 1817 sein Vater starb. Des Knaben nahm sich sein Onkel, der Obertribunalpräsident Georgii in Stuttgart an. Hier empfängt Mörike weitere entscheidende Impulse, findet er sich doch in einem Haushalt, der als Pflegestätte literarischer und künstlerischer Bestrebungen in hohem Ansehen steht. Hier ist Mörike, wenn er es nicht aus der Gesinnung des Vaterhauses her schon gewesen, zum bewussten Württemberger geworden, der seinem Patriotismus als fünfzehnjähriger Sekundaner mit dem ganz im vaterländischen Ton gehaltenen Gedicht "Die Liebe zum Vaterland" Ausdruck gab.[6] Der darin spürbare begeisterte Atem, dieser jugendlich heroische Aufschwung, lag dem Gemüt des Knaben eigentlich wenig (wir denken an sein erstes Gedicht!); vielmehr mag er sich mit dem Konservativismus seines Onkels befreundet haben

---

[6] EM, I, S. 274.



und gerne allem, was ihn zu sehr ergriff, aus dem Wege gegangen sein, hatte sich doch schon in dieser Zeit bei ihm der Zug zu Alleinsein und zur Flucht in geschlossene Zirkel endgültig ausgeprägt.[7] Wir wissen nichts über engere Freundschaften, ausser dem Bund mit seinen Brüdern und erst seine zweite grössere Station auf dem Weg durchs Leben, das Seminar in Urach, hat ihn in dieser Beziehung aufgeweckt.[8] Im Oktober 1818 trat er dort ein und hatte anfangs Mühe, sich der klosterartigen Zucht und dem bis auf Minuten geregelten Leben zu unterwerfen. Mörikes gesunder Humor und die verschworene Kameradschaft der "Promotion," die auch die heiligsten Klosterregeln zu umgehen verstand, hat ihn -- besser als manchen andern -- die Fesseln und Beengung ertragen lassen.

Neben der Seminarerziehung sind es hauptsächlich drei Mächte, die auf den Seminaristen eindringen: Erstens der Pietismus, der als Grundlage schon in der Stuttgarter Knabenzeit vorhanden war. Er wird hier zu einer besonderen Macht auf das Gemüt Mörikes.[9] Aus dieser Geisteshaltung entwickeln sich die ebenfalls stark ausgeprägten zwei weiteren Mächte: Freundschaft und hingebende Naturliebe.

---

[7] Maync, S. 25.

[8] Karl Fischer, Eduard Mörikes Leben und Werke (Berlin, 1901), S. 12, im weiteren zitiert als Fischer und Seitenzahl. Hier, wie auch bei Maync, S. 35 erfahren wir näheres über den "Brüderbund."

[9] Vgl. Mörikes Aufzeichnungen vom 23. Juli 1819 "Vor dem Abendmahle," abgedruckt bei Fischer, S. 23.



Das gezwungene Zusammenleben mit Gleichaltrigen, die Internatserziehung, die nach der Mitte zwischen Alleinsein und Gemeinschaft drängen lässt, bildet jene innigen und schwärmerischen Freundschaftsverhältnisse aus, die uns später an den Gestalten des Tübinger Stifts immer wieder auffallen. In Urach beginnt die Freundschaft mit Hartlaub, Bauer und anderen Konpromotionalen, besonders aber mit dem genial-übermütigen Waiblinger, den so viel von Mörike trennt und zu dem sich dieser doch mit geradezu leidenschaftlicher Liebe hingezogen fühlt. Waiblinger vermittelt Mörike die ersten starken literarischen Einflüsse. Noch aus der Stuttgarter Zeit finden wir in Mörikes "Merkbüchlein" Eindrücke von Theateraufführungen aufgezeichnet.[10] Es stehen da Namen wie Shakespeare (Julius Caesar), Schiller, Jffland, Kotzebue und Grillparzer. In seinen Briefen an Waiblinger aber korrespondiert er über Goethe, Klopstock und Novalis, über Milton, Miller und Goldsmith (Vicar of Wakefield).[11] Neben diese Dichter traten natürlich auch Uhland und Kerner, ja sogar der "milde Hebel" mit der "gesunden und lieben Bauernsprache."[12]

---

[10] Fischer, S. 21-22.

[11] Briefe vom 20. 12. 1821, EM, III, S. 13.
12. 2. 1822, EM, III, S. 15.
Februar 1822, EM, III, S. 16.
März 1822, EM, III, S. 18.

[12] "Improvisationen," EM, I, S. 282.

Als bedeutendste Macht wirkt nun aber in Urach die schwäbische Alblandschaft auf Mörike ein. Das Gedicht "Besuch in Urach" -- obwohl es erst fünf Jahre später zu Papier gebracht wurde -- hält diesen Eindruck in wunderbarer Weise fest.[13]

In seiner "Selbstbiographie" zur Investitur in Cleversulzbach (1834), fasst Mörike selbst zusammen, was ihm Urach bedeutete, -- wenn auch in eher allgemeinen Worten: "Die prachtvolle Gebirgsgegend, das schöne Tal, worin wir wohnten, das enge Zusammensein mit einer Menge junger, nach Art und Begabung höchst verschiedener Menschen, die Eigentümlichkeit der Lehrer, die Bekanntschaft mit Büchern, die nicht unmittelbar auf meinen Beruf hinwiesen -- dies alles gab dem nun zum Jüngling erwachsenen Knaben in einer abgeschlossenen und einförmigen Lage die mannigfaltigste Anregung."[14]

So vorbereitet kam Mörike mit den Angehörigen seiner Promotion nach Tübingen, um dort im evangelischen Stift das Gemeinschaftsleben weiterzuführen. Diese im Seminar schon einigermassen zu selbständig denkenden jungen Menschen erzogenen "Stiftler" waren bei ihrem Studium schon nicht mehr so hilflos, und sie hatten alle schon mehr oder weniger ihre eigene Meinung, auch in theologischen Dingen. Am allgemeinen Tübinger Studentenleben nahmen die Freunde Waiblinger, Bauer und Mörike nur

---

[13] Gerhard Storz, Eduard Mörike (Stuttgart, 1967) S. 86, im weiteren zitiert als Storz und Seitenzahl.

[14] EM, II, S. 772.

peripher teil; vielmehr lebten sie in ihren Orplidträumen ihr eigenes poetisches Dasein. Bei der Diskussion um die Verlegung der Universität in die Residenzstadt ergriffen sie aber doch Partei, wiewohl weniger aus politischen Motiven, als vielmehr aus aesthetischen und anderen Liebhabergründen. (Landschaft, Natur!). Bei Mörike entsteht aus diesen Erregungen das allegorisch-dramatische Fragment "Die umworbene Musa," das, wenn auch literarisch völlig bedeutungslos, für uns höchst interessant ist. Es ist eines der wenigen Male, dass Mörike von "aussen," von einem Tagesereignis, genügend inspiriert wurde, um den Stoff dichterisch zu formen. Wie noch zu zeigen sein wird, hat das Fragment einen stark satirischen Einschlag, und Mörikes Kritik an gesellschaftlichen und politischen Zuständen ist für einmal nicht nur zwischen den Zeilen zu lesen.

Ganz besonders reich war Tübingen für den Dichter an menschlichen Erfahrungen. Die schmerzliche Ablösung seiner Jugendliebe zu Klärchen Neuffer und das den Jüngling zutiefst erschütternde "Peregrinaerlebnis," wie auch das Auseinanderleben mit Waiblinger, seien hier nur erwähnt. Daneben gab es auch manches Unangenehme im Stift selbst auszustehen. So scheint z.B. der Ephorus (Stiftsrektor) nicht gerade Mörikes bester Freund gewesen zu sein, lesen wir doch in einem Brief vom März an Johannes Mährlen: ". . . das nahm ich aber ganz erstaunlich trocken als etwas Obsoletes auf and wünschte dem Affen kurzweg im stillen einen



gesegneten Appetit zum Essen, d.h., dass ihm ein Bein im Hals stecken bleiben möchte."[15]

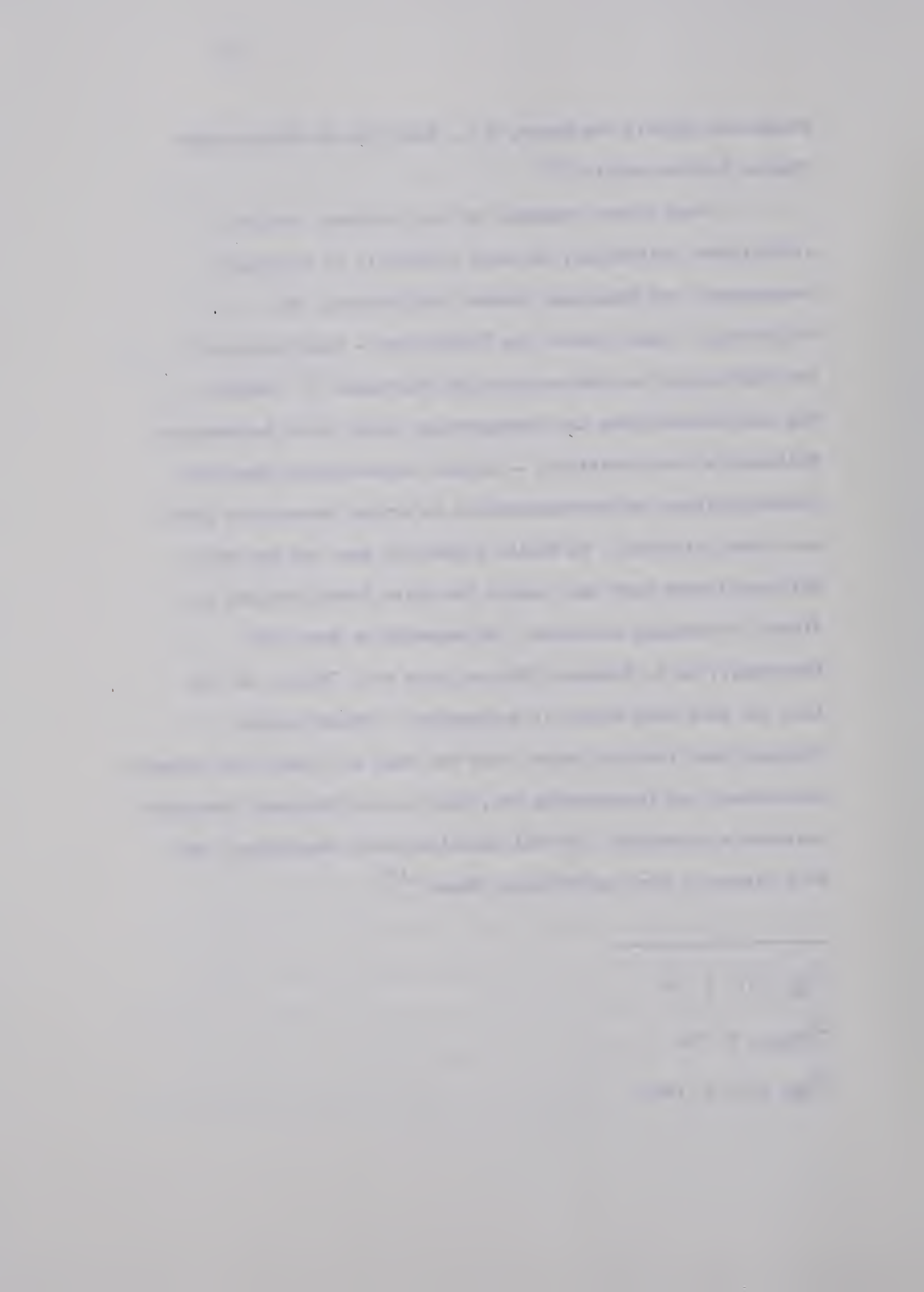
Ganz anders dagegen, und weit entfernt von den alltäglichen Reibereien, war sein Verhältnis zu Professor Eschenmayer, dem damaligen Inhaber der Professur für Philosophie. Maync nennt ihn "unkritisch - dilettantisch," den "Mystagogen des dämonengläubigen Pietismus."[16] Mörikes Zug zum Träumerischen und Ahnungsvollen wurde durch Eschenmayers Philosophie noch verstärkt, -- ja ein vorbereiteter Hang zum Uebersinnlichen und Geheimnisvollen in seinem Wesen wurde jetzt erst recht sichtbar. Da Mörike eigentlich ganz und gar kein philosophischer Kopf war, musste ihn alles Formalistische an diesen Vorlesungen abstossen. So schreibt er auch über Eschenmayer am 9. November 1829 an Luise Rau: "Nachts elf Uhr lese ich noch eine Stunde in Eschenmayer. Meinem lieben Schwager Denk lass ich sagen, dass das Buch auf jeden Fall ungemein interessant und lesenswürdig sei, dass es mich übrigens ebensosehr abstosse als anziehe. So viel herrliche weite Aussichten, und doch wieder so viel unerträglich Enges."[17]

---

[15] EM, III, S. 51.

[16] Maync, S. 50.

[17] EM, III, S. 149.



Merkwürdig, und doch auch wieder bezeichnend für Mörikes inneren Dualismus mutet uns die Tatsache an, dass neben Eschenmayer es ein Theologe mit ausgesprochen rationalistischen Neigungen und Ansichten war, dessen Mörike später mit den Empfindungen persönlicher Dankbarkeit gedenkt.[18] Schliesslich sei noch erwähnt, dass auch die Dichter, mit deren Werk Mörike in Tübingen vertraut wurde, der Art Eschenmayers besonders nahe standen. Es waren dies hauptsächlich Jean Paul, Novalis, E.T.A. Hoffmann und Kerner.[19]

Mit dem Abschied von Tübingen (Herbst 1826) war Mörikes eigentliche Studienzeit zu Ende und sein weiteres Leben war ein Aufblühen der hier angesetzten Knospen. Ohne Bruch oder Umwandlung vollendet sich langsam seine Person und seine Dichtung. Die Einflüsse von aussen -- mit Ausnahme der zeitlebens stark auf ihn wirkenden Natur -- werden allmählich weniger, denn Mörike lebt nun mehr und mehr sein zurückgezogenes Dasein. Er kann natürlich nicht völlig abgeschlossen leben; Liebe, Pfarrhaus, Freundschaften und Zeitungen sind auch weiterhin Faktoren für Einflüsse von aussen. Aber schon im Sommer 1830 schreibt er

---

[18] Der Prälat Ernst Gottlieb Bengel; vgl. Maync, S. 57.

[19] Zu Jean Paul: vgl. Brief vom 3.2.1824 an die Schwester Luise, EM, III, S. 29. Zu E.T.A. Hoffmann: vgl. Brief vom März 1825 an Johannes Mährlen, EM, III, S. 51.

an Luise Rau: "Wenige aber starke Eindrücke von aussen! -- ihre Bearbeitung muss im ruhigen, bescheidenen Winkel geschehen; auf dem ruhigen Hintergrund wird sich ihr Kolorit erhöhen, und die Hauptsache muss doch aus der Tiefe des eigenen Wesens kommen."[20]

---

[20] EM, III, S. 215.



b) Veranlagungen

Bei einer Untersuchung der geistigen, wie auch der physischen Veranlagungen Mörikes steht uns wieder das in der Einleitung erwähnte Klischee im Weg. Unreflektiert wurde es von drei Generationen übernommen und hat ihnen bei der Erstellung eines Mörike-Mythos gute Dienste geleistet. Hierfür sei ein Beispiel angeführt, -- repräsentativ insofern, als es sich um eine Dissertation handelt, deren Verfasserin Maria Bringewald sich das eingehende Studium von Mörikes seelischen Veranlagungen hätte zur Pflicht machen müssen. "In dem Uebergewicht von Phantasie und Gefühl über den Intellekt gleicht seine Seele der des Kindes. Etwas unendlich Argloses-Naives ist ja unserem Dichter zeitlebens eigen gewesen . . .. Naiv und unmittelbar steht Mörike der Schönheit der Welt gegenüber. Alles abstrakte Denken, alles zerfasernde Grübeln über den Zwiespalt des Unendlichen mit dem Endlichen liegt ihm vollkommen fern. [. . .] Intellekt und Gefühl sind eben bei Mörike in vollendeter Harmonie verbunden; [man beachte den Widerspruch zum ersten Satz!] instinktiv trägt Mörike die glückliche Harmonie seines Innern auch in die Gegenstände seiner Umwelt hinein." Und schliesslich der selbst einem bescheidenen Mörikekenner unwahr erscheinende Satz: "Im Gegensatz zu Jean Paul und auch zu Keller ist er der apollinisch lichte Geist, dem die Natur den glücklichsten Zusammenklang der



Kräfte verlieh."[1] Dass es mit diesem "glücklichen Zusammenklang" nicht so weit her sein konnte, zeigt uns besonders deutlich eine 1946 verfasste Dissertation von Ingeborg Sievers mit dem Titel: "Die vitalen Tonausschwankungen Mörikes."[2] Die einzig mögliche Rechtfertigung Maria Bringewalds für ihre These wäre Mörikes poetisches Werk, vom Maler Nolten abgesehen. Lesen wir aber in den etwa tausend bis jetzt veröffentlichten Briefen, so entdecken wir nocheinmal den Poeten, vor allem aber den eher tragischen Menschen Eduard Mörike. Da sich unsere Arbeit hauptsächlich mit ihm, mit seiner Person und nicht nur mit seinem Werk befasst, so werden seine Briefe als Selbstzeugnisse für uns besonders relevant.

Wenn wir Hypochondrie als krankhafte Schwermütigkeit definieren, dann war Mörike deren Prototyp. Doch war er das nicht Zeit seines Lebens, es sei denn, wir betrachten schon die Vorliebe des Knaben zur Zurückgezogenheit, das "Sichverstecken" im hintersten Winkel des Dachbodens und später die in Urach und Tübingen gepflegte "Hüttchenromantik" als erste Symptome.[3]

---

[1]"Der Humor bei Mörike" (Diss. Köln, 1924), S. 10.

[2]Marburg, 1946.

[3]Maync, S. 16.



Schwermütigkeit und selbstzergrübelnde Launenhaftigkeit nahmen mit dem Aelterwerden zu. Das "Himmelhochjauchzend - zu Tode betrübt" steckte aber offenbar schon tief in dem Einundzwanzigjährigen. Hören wir ihn selbst: "Da Buttersack in seinem Schlafrock /̄. . ._/ ein ermüdendes Kindermärchen vorlas, zerbiss ich, auf das Sofa gestreckt, hinter Hartlaubs Rücken meine Pfeife wie ein Haberrohr vor entsetzlichem Lachen bis zum Ersticken. Ich versank während des eintönigen, unmässigen Vorlesens in hypochondrische Quälereien, ja, ich verzweifelte endlich an Gesundheit und allem, wurde traurig und erhitzte meine Pfeife in einem heftigen mechanischen Takt."[4]

Mörike war nervenschwach und wenn er heute lebte, würde man ihm sicher eine psychoanalytische Kur anraten. Das Uebel, wenigstens die übersteigerte Nervosität, scheint eine Anlage in der Familie gewesen zu sein. Sein Bruder August starb an einer Nervenerkrankung und sein Vater an einem Nervenschlag (Apoplexie), der durch nervöse Ueberanstrengung im Beruf eingetreten war.[5] So war auch Mörike selbst oft monatelang nicht fähig, etwas zu unternehmen und sah sich gezwungen, aus Gesundheitsrücksichten (unter anderem!) schliesslich sein Pfarramt aufzugeben. Als richtiger Hypochonder pflegte er seine Leiden, aber er verschonte seine

---

[4] Im März 1825 an Mährlen. EM, III, S. 51.

[5] Maync, S. 22 und Anhang "Vita", EM, III, S. 894.

Mitmenschen nach Möglichkeit mit Klagen. Nur manchmal blitzt sein tiefer Pessimismus aus den Zeilen eines Briefes. So schreibt er am 17. Oktober 1850 an Hartlaub: "Kannst Du es glauben, lieber Freund, dass ich hier noch wenig, im Grunde noch nie, was man vergnügt heisst, habe sein können? Der Gram liegt überall im Hintergrund und je lauter die Aufforderung zum Genuss in einem Kreise von Menschen an mich geht, um desto tiefer fühle ich, was mir fehlt."[6] Darum, so meint er gegenüber seinem Altersfreund Moritz von Schwind, möge er auch nicht schreiben, weil er ins Klagen fallen könnte, und "durch Klagen rührt man nur den Grund der Klage auf, den man sich immer gern verbirgt, um noch erträglich fortzuexistieren."[7] Daher mag es kommen, dass selbst in der Korrespondenz mit dem "amicus primus" Hartlaub immer wieder Lücken klaffen, die sich bei anderen Freunden sogar über Jahrzehnte erstrecken (so bei Hermann Kurz und Ludwig Bauer). Sehen wir vom eher tragischen Grund für diese Kommunikationsunfähigkeit ab, so ist es für den Literaraestheten äusserst reizvoll zu lesen, wie Mörike jeweils nach einem solchen Unterbruch die Fäden mit grossem Geschick (und auch etwas Schmeichelei) wieder zu knüpfen wusste.

---

[6] _EM_, III, S. 680.

[7] Brief vom 25. Oktober 1867, _EM_, III, S. 827.

Im letzterwähnten Brief an Schwind fährt Mörike nach dem zitierten Satz fort: "Grund dieser Unzufriedenheit ist aber wesentlich die mangelnde Gesundheit, die mich nichts Rechtes tun and treiben lässt, so lebhaft sich mitunter auch der Trieb zur Arbeit regt."[8] Zwei Tatsachen gilt es hier festzuhalten: Mörike war zeitlebens ein physisch kranker Mann, wenn auch diese Krankheit sich pathologisch nicht mehr genau diagnostizieren lässt.[9] Und dennoch hat ihn sein Leiden keineswegs untätig werden lassen. Nach der Jahrhundertmitte verstummte zwar der Poet; aber aus seinen immer noch zahlreichen Briefen lässt sich ersehen, wie sehr Mörike mit Lesen, besonders von jungen Schriftstellern und manchmal auch von "Schreiberlingen" und mit der Umarbeitung des Maler Nolten beschäftigt war.[10]

Hier soll auch Mörikes Willensveranlagung kurz zur Sprache kommen. Wenn wir den Willen als besondere Kraft von den übrigen treibenden Kräften des Gemüts trennen und nur das nach bestimmten Zielen energisch drängende Streben als Willen bezeichnen wollen, so war Mörike ein durchaus willenloser Mensch.

---

[8] a.a.O.

[9] August Müller, Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. Vier Krankheitsgeschichten (k.O., 1921). Das Buch konnte leider nicht eingesehen werden, wird aber bei Meyer, S. 51, angeführt. Vgl. zu diesem Thema auch: Storz, S. 249, und Prawer, S. 60ff.

[10] Fischer, S. 197, schildert die Zustände des geplagten Dichters, der sich schliesslich genötigt sah, eine entsprechende Annonce in die Zeitung zu setzen und die Einführung einer Sprechstunde zu ventilieren, recht ausführlich!



Er besass wenig Energie in der Durchführung irgendwelchen Geschäfts. Seine Lässigkeit zeigt sich wohl am deutlichsten in der Art seiner Amtsführung. Gewiss, er hat seinen Pfarrberuf nicht geliebt, und stets, auch nachdem er sich daran gewöhnt hatte, über das "verdriessliche Zusammenleimen" der Predigten gestöhnt. (Die er sich übrigens manchmal von seinem Freund Hartlaub auslieh!). Kirchenbücher, Konvente und Kassenrechnungen haben ihn offenbar mehr geängstigt als interessiert. Ganz entsetzt schreibt Bauer über ihn an Hartlaub: "In betreff seiner Amtsführung nahm ich mir die Freiheit, ihm Vorstellungen zu machen. Denn er versäumte es z.B. monatweise, Leichen und Hochzeiten aufzuschreiben, und muss dann die Daten aus hundert Papierschnipfeln zusammenlesen."[11] Dasselbe Zurückweichen finden wir überall da, wo es für Mörike ein Müssen gab. So war es ihm auch unmöglich, eine angetretene Stelle als Journalist länger als einen Monat zu ertragen. Obwohl Mörike die Gabe besass, mit leichter Hand für alle möglichen Gelegenheiten Gedichte zu verfassen, die ihn geradezu zum Gelegenheitsdichter par excellence stempelt, war es ihm unmöglich, seine Muse in den Dienst für das tägliche Brot einzuspannen. Der Gedanke, mit

---

[11] Eduard Mörike, ungedruckte Briefe, hrsg. von O. Güntter im 17. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins, S. 120.



seiner Kunst einen praktischen Zweck erreichen zu müssen, machte ihn von vornherein befangen. "Das was ungefähr von Poesie in mir steckt, kann ich nicht so tagelöhnermässig zu Kauf bringen."[12] Um einige Erfahrungen reicher kehrte er danach (1829) in den Schoss der württembergischen Geistlichkeit zurück, um sich hier für eine Zeitlang geborgener zu fühlen. "Wie Schuppen fiels mir von den Augen, dass ich all jene Pläne, die mein ganzes Herz erfüllen, auf keinem Fleck der Welt (wie nun eben die Welt ist!) sicherer und lustiger verfolgen kann, als in der Dachkammer eines württembergischen Pfarrhauses."[13] 1843 aber sagte er auch dem Pfarramt valet. Er begnügte sich fortan mit einem äusserst bescheidenen Lehramt (eine Stunde!) an einem Stuttgarter Mädchengymnasium. Seine Poetennatur konnte sich einfach mit einer praktischen, regelmässigen Tätigkeit nicht befreunden und vertrug keinen äusseren Zwang.

Um auch nur ein einigermassen gültiges Bild von Mörikes Veranlagungen und Wesen zu bekommen, müssen wir auch noch einen Blick auf seinen äusseren und inneren "Haushalt" werfen. Mit dem äusseren Haushalt meinen wir ganz einfach Mörikes Umgebung, seine Umwelt, die ihn zwar in allen Facetten spiegelt, in deren Brennpunkt aber ganz die Dichterpersönlichkeit steht. Mit anderen

---

[12] Maync, S. 107ff.

[13] Am 20. Dezember 1828 an Mährlen, EM, III, S. 131.

Worten: Mörike hat es immer verstanden, sich so einzurichten und seine Umgebung so zu gestalten, dass er so wenig wie möglich Widerstand zu fühlen brauchte. So erklärt sich z.B. sein Nomadentum, wenn es nicht -- wie in den Vikariatsjahren -- unfreiwillig geschah. Besonders in seinen letzten Jahren zog Mörike immer wieder um, von einer Wohnung zur andern und auch von einem Ort zum andern. Einmal war es das Klima, dann der Lärm, schliesslich sogar fremde Leute, die ihn allzusehr bedrängten, -- ein Grund liess sich immer finden. Wohl fühlte der Dichter sich überall da, wo eine gewisse überschaubare Enge herrschte, wie z.B. in dem kleinen Dörfchen Cleversulzbach oder besonders bei seinen Besuchen im Klosterweiler Bebenhausen. War diese Enge nicht durch die "natura loci" gegeben, so verstand es Mörike, sie zu erschaffen. Zahlreich sind die Beschreibungen solcher "Gehäuse" in seinen Briefen; besonders bekannt geworden ist seine Hauskapelle, die ihn bisweilen in den Ruf eines Abtrünnigen brachte, und die im "Turmhahn" beschriebene Idylle.[14] Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist auch Mörikes Furcht vor weiten Reisen. Vielfache Einladungen sind an ihn ergangen, so von Storm zu einem Besuch in Husum und von Moritz von Schwind nach München. Beinahe beschämend klein ist der Radius seiner geographischen Erfahrungen. Cleversulzbach

---

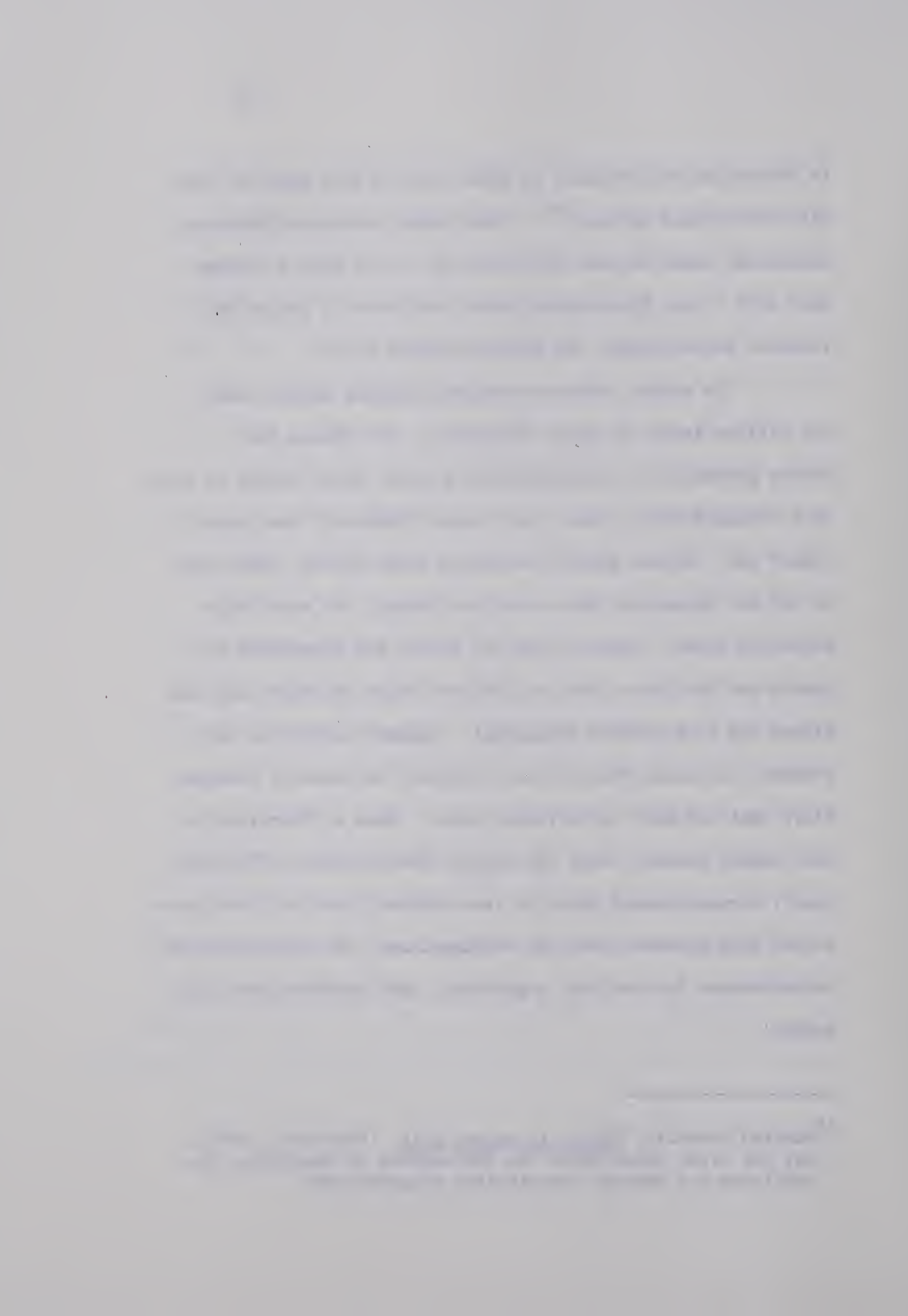
[14] Fischer, S. 147.

im Norden und der Bodensee im Süden und von West nach Ost ist die Distanz kaum grösser.[15] Sein Denken und seine Phantasie allerdings sahen weitere Horizonte und -- wie noch zu zeigen sein wird -- ein Kirchturmpolitiker und nicht in seiner Zeit lebender Heimatdichter war Mörike bestimmt nicht.

Zu seiner lebensnotwendigen Umgebung gehörte auch ein kleiner Kreis von nahen Verwandten. Sie müssen für Mörike geradezu wie Inventarstücke gewesen sein, fühlte er sich doch todunglücklich, wenn eines seiner "Nächsten" eben nicht "nahe" war. Hierzu gehören besonders seine Mutter, deren Tod er nur mit äusserster Mühe verwinden konnte, wie auch seine Schwester Klara. Später, nach der Heirat mit Margarethe von Speeth und der Geburt der zwei Töchter Fanny and Marie hat sich dieser Zug noch stärker ausgeprägt. Umsomehr musste es ihn kränken, als seine Frau mit der ebenfalls im Haushalt lebenden Klara mehr und mehr im Unfrieden lebte. Dass es überhaupt so weit kommen konnte, zeugt für Mörikes übersteigerten "Familiensinn": vorausschauend hätte er sehen müssen, dass ein häuslicher Friede beim Zusammenleben der Schwägerinnen, die ausserdem noch verschiedenen Konfessionen angehörten, kaum gewährleistet sein konnte!

---

[15] Manfred Koschlig, Mörike in seiner Welt (Stuttgart, 1954), hat auf einer alten Karte von Württemberg im Buchdeckel die Stationen von Mörikes Aufenthalten eingezeichnet.



Zu seinem Haushalt gehörten auch Tiere und Pflanzen, und viele andere Dinge, die für den Dichter nicht schweigsam oder leblos waren. Er halte sich, so schreibt er einmal an Luise Rau, "in Ermangelung vernünftiger Gesellschaft Tiere mancherelei Art."[16] Vor allem schätzte er, gleich dem schrulligen Hofrat im Nolten geistreiche Unterhaltungen mit einem gezähmten Staren. Zu diesem Hegetrieb gehört auch noch seine ausgesprochene Sammlerleidenschaft, die ihn schliesslich -- nebst vielen anderen wertvollen Dingen -- zum Besitzer einiger hundert Kilogramm Petrefakten werden liess!

Um von Mörikes "innerem Haushalt" zu sprechen, bedürfen wir des Beispiels. Wir hörten schon von der Aufkündigung der Freundschaft mit Waiblinger. Hier die Worte: "Ich glaube, lieber Waiblinger, und habe es bald nach jenen ersten Abenden geahnt und immer wieder zurückgedrängt, dass wir uns begnügen müssen, uns einmal erkannt zu haben, und an der Liebe, die jeder vom andern behalten wird."[17] Wir müssen Maync und Benno von Wiese zustimmen, die beide Mörike ein selten klares Erkennen seines inneren Wesens und der für ihn lebens- und schaffensnotwendigen Harmonie zuschreiben: "Mörike konnte die Zwiespältigkeiten und Gefährdungen seiner Seele nur durch die Poesie ertragen, und nichts schien ihm gefährlicher, als Unruhe und Leiden auch noch in die Dichtung

---

[16] Brief vom 10. Dezember 1831, EM, III, S. 286.

[17] Brief vom 8. April 1825, EM, III, S. 55.



hinüberzunehmen und damit auch sie zwiespältig zu machen."[18] Ob der Entschluss zum Bruch der Freundschaft allerdings nur um der Dichtung willen geschah, lässt sich schwerlich feststellen. Uns will scheinen, es geschah eher der allgemeinen inneren Oekonomie wegen, die vorausgesetzt, ihm einzig das Leben garantierte.

Das "Haushalten" mit den Kräften und inneren wie äusseren Möglichkeiten muss an und für sich für den Dichter schon ein dauernder Kampf gewesen sein. ". . . die verhältnismässig grösste Energie, die er im Leben an den Tag legte, war eben diese ablehnende, alles von sich fern zu halten, was seine innere Harmonie hätte erschüttern können."[19] Und es gab unendlich viele Dinge, die diese Harmonie bedrohten: Freunde und Verwandte, ja sogar seine Braut, Luise Rau, die Kirche und besonders ihre allgewaltige Verwaltungsorganisation, der Staat, der in despotischer Machtanmassung seinen Bruder Karl wegen "politischer Umtriebe" auf dem Hohenasperg gefangen hielt, die Politik, und nicht zuletzt die literarischen Auseinandersetzungen (und in seinen Augen Zersetzungen!) der Zeit. Ganz konnte Mörike sich jedoch niemals aus diesem Kraftfeld heraushalten und dann und wann fühlte er sich auch durchaus engagiert. Der Unterschied zu einem Georg Büchner, Jeremias Gotthelf

---

[18] Maync, S. 61-62 und Benno von Wiese, Eduard Mörike (Tübingen und Stuttgart, 1950), S. 24. Im weiteren zitiert als Benno von Wiese und Seitenzahl. Vgl. auch S.   dieser Arbeit.

[19] Maync, a.a.O.



oder Gottfried Keller liegt aber eben darin, dass dieses Engagement sich nur selten in seinem Werk (wieder müssen wir von den Briefen absehen!) spiegelt. Die erwähnten "Kugeln" hat er nie "aus seinen Lettern gegossen" (vgl. S. 4). Und dies ist bewusst so: er will seine Poesie rein halten; kein Liebhabergärtchen soll es sein, aber sie soll auch nicht durch Ereignisse des "frechen Tages" profaniert werden.

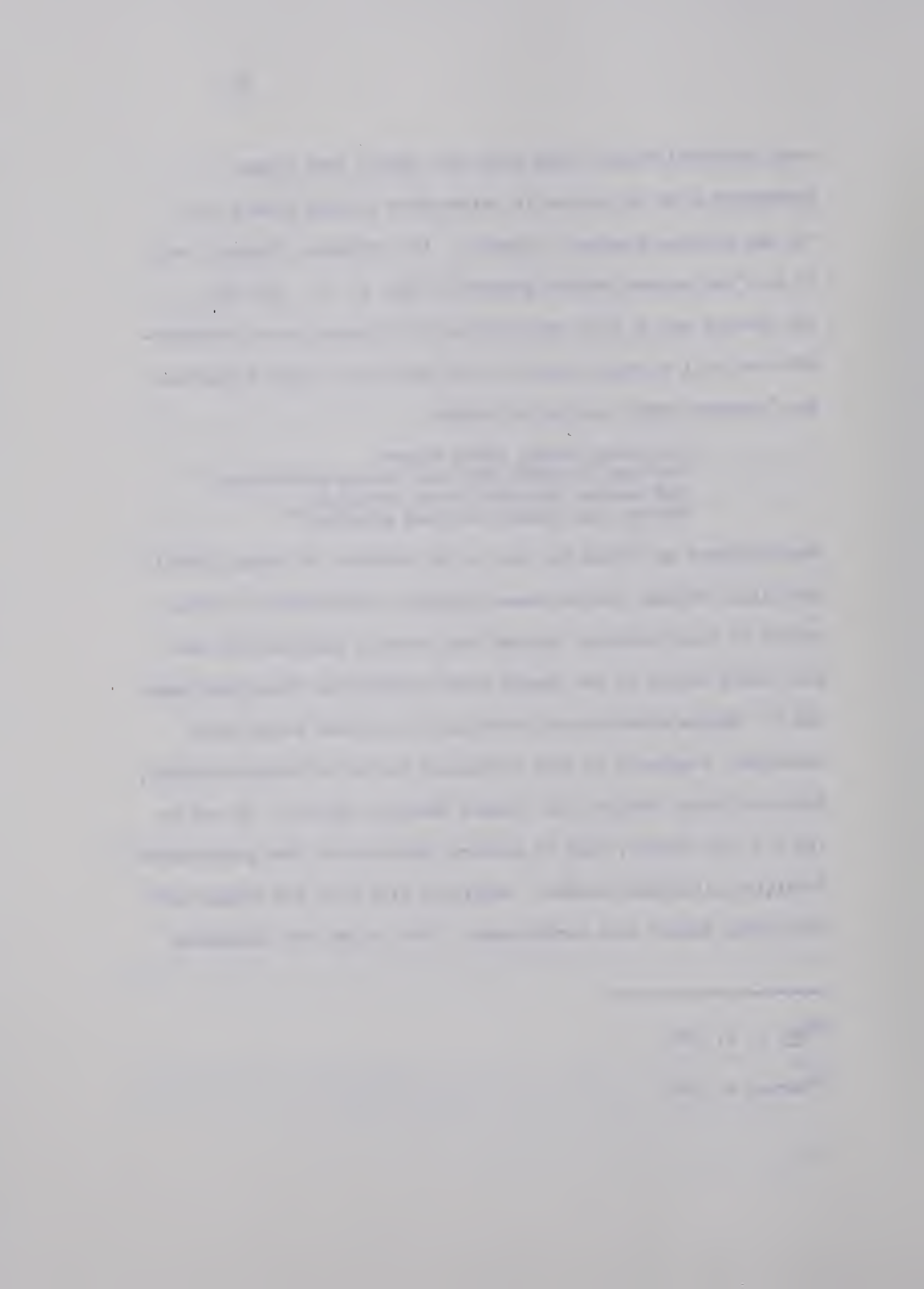
> Bei euren Taten, euren Siegen
> Wortlos, beschämt hat mein Gesang geschwiegen
> Und manche, die mich darum schalten,
> Hätten auch besser den Mund gehalten.[20]

Beachtenswert an diesem auf die in der Schlacht bei Sedan (1870) gefallenen Krieger geschriebenen Gedicht, und beinahe ein Widerspruch zu oben Gesagtem, scheint uns, dass es gleichzeitig auch eine herbe Kritik an den damals recht zahlreichen Schreiberlingen übt.[21] Mörike konnte diese Sorte Leute von jeher schon nicht ausstehen, reagierte er doch zeitlebens auf alles Verherrlichende, Euphemistische, Unechte und Unwahre äusserst gereizt. So war es ihm z.B. ein Greuel, wenn er gezierte Redensarten oder geschraubte Predigten mitanhören musste. Zahlreich sind hier die Belege und wir werden darauf noch zurückkommen. Hier eines der launigsten

---

[20] EM, I, S. 329.

[21] Maync, S. 229.



Beispiele:

> Der Herr Vikare
> Red't immer das Gute und Wahre
> Es ist ein Staat,
> Wie der Herr Flad
> Prediget
> Und gleichsam die Leute nötiget
> Zu dem Wahren und Guten,
> Er bekehrt Heiden und Juden:
> Wenn nur i c h so wäre![22]

Wir haben versucht, ein paar der Gesetze, die Mörikes menschliche und dichterische Eigenart determinieren, festzustellen. Es ist ein lückenhaftes Bild; und wie könnte schon eine so komplexe Natur sich durch Worte und Meinungen fixieren lassen? Am besten tat es der Dichter selbst, mit den Worten, die er im *Nolten* Agnesen in den Mund legte:

> Wollest mit Freuden
> Und wollest mit Leiden
> Mich nicht überschütten!
> Doch in der Mitten
> Liegt holdes Bescheiden.[23]

---

[22] *EM*, I, S. 305. "Auf einen Cleversulzbacher Pfarrvikar."

[23] *EM*, II, S. 359.



III. DIE UMWELT

Es kann hier nicht der Ort sein, die These, der Mensch sei ein Produkt seiner Erbanlagen und des Milieus, in dem er aufwächst, zu diskutieren. Sicher sind dies zwei hauptsächliche Faktoren, die bei der Formung des Menschen zu einer Persönlichkeit eine ausschlaggebende Rolle spielen. Dabei ist, was wir "Milieu" nennen, eine äusserst komplexe Vielzahl von äusseren Einflüssen, die wiederum, je nach der Entwicklungsstufe des Individuums, ganz verschiedene Potenzen aufweisen. Ungefähr lassen sich diese Einflussphären mit konzentrischen Kreisen vergleichen: Das Individuum im Mittelpunkt ist nächstens umgeben von der Familie, die sich erweitert zum Freundeskreis, zur Gesellschaft und schliesslich zum Staat.

Den Menschen Eduard Mörike, das Individuum im Zentrum und seinen nächsten Kreis haben wir im II. Kapitel skizziert. Jetzt soll versucht werden, die weitere Umwelt darzustellen, wobei wir (leider) ums Schematisieren oft nicht herumkommen werden.



a) Die politische Umwelt

Bis zur Zeit kurz vor der Jahrhundertmitte mit dem Sonderbundskrieg in der Schweiz (1847), der Februarrevolution in Frankreich (1848) und dem abortiven Versuch der Einigung und Liberalisierung Deutschlands im Frankfurter "Paulskirchenexperiment" (1848), war das Leben in Deutschland vorwiegend bestimmt von dem natürlichen Ruhebedürfnis nach den schrecklichen Kriegsstürmen, die von der Französischen Revolution heraufbeschworen worden waren.[1] Die alte politische Form, das Reich, wurde nicht wieder hergestellt. Von der alten Oberschicht blieben aber die Fürstenhöfe und der Adelsstand erhalten; Länder wie Württemberg, Bayern, Sachsen u.a., hielten weiterhin am erblichen Königtum fest. Der katholische, wie auch der landeskirchlich evangelische Klerus wurde der Staatsgewalt untergeordnet. Das Bürgertum war zwar nicht zur Herrschaft gekommen,-- seine Bedeutung aber wurde doch spürbar erhöht. Noch hatte das Maschinenzeitalter, das erst die eigentliche Umschichtung der Gesellschaft herbeiführen sollte, nicht begonnen: es stand aber unmittelbar vor der Tür und hatte in England bereits debütiert.

Um 1830 erst begann sich der liberale Gedanke zu regen und erstarkte allmählich zu einer politischen Opposition. Dies weist darauf hin, dass sich vorher das Bürgertum im wesentlichen

---

[1] Die geschichtlichen Fakten in diesem Kapitel wurden entnommen bei: Harry Pross, Dokumente zur Deutschen Politik 1806-1870 (Frankfurt am Main, 1963) und Der grosse Brockhaus, 16. Auflage in 12 Bänden (Wiesbaden, 1952-1957), Bd. 3, S. 150-152.



in Uebereinstimmung mit seinen Obrigkeiten befand, ein Umstand, der sich in Mörikes Werk und seinen Briefen oft nachweisen lässt. Es scheint, als sei man in der Restaurationszeit in Deutschland überall bereit gewesen, die unvollkommene Ordnung des Wiener Kongresses (1815) hinzunehmen, wenn nur alles friedlich und gerecht zuging. Das wichtigste Mittel, das gewonnene Vertrauen zwischen Bürgern und Fürsten zu festigen, wäre die Einführung von Volksvertretungen gewesen, vor allem in Deutschland, beim Deutschen Bundestag. Solche "landständische" Verfassungen waren vorgesehen, Metternich aber hintertrieb deren Einführung, wo immer er nur konnte.[2] Nur einige Kleinstaaten, darunter Württemberg, hielten Wort und führten eine Verfassung ein. Mörike huldigte dafür seinem Monarchen in einem eigens ihm dedizierten Lustspiel: "Das Fest im Gebirge," gab es aber später seiner eklatanten Opportunität wegen nicht zur Veröffentlichung frei.[3] Es ist wohl möglich, dass Mörike die Dinge in einem anderen Licht sah und sich eingestehen musste, dass die Einführung dieser Verfassung zum Teil doch nur geschah, um gewisse liberal und demokratisch denkende Kreise zu beschwichtigen. Die Karlsbader Beschlüsse mit den nachfolgenden Demagogenverfolgungen und

---

[2]Pross., S. 44ff.

[3]"Das Fest im Gebirge. Dramatisches Spiel," anlässlich des sechzigsten Geburtstages des Königes Wilhelm I von Württemberg am 27. September 1841. Siehe Fischer, S. 154, Maync, S. 221 und Storz, S. 218.



mit dem eindeutigen Ziel, alle freiheitlichen und nationalen Regungen niederzuhalten, wirkten sich nämlich auch in Württemberg aus. Bezeichnend hierfür ist, was Maync über die Burschenschaften schreibt: "Wohl war die Burschenschaft infolge der Karlsbader Beschlüsse aufgehoben worden, im Verborgenen aber brannte die Flamme fort. Die Bewegung entwickelte nun erst recht eine geheime politische Tätigkeit, die in der Herbeiführung der politischen Einheit Deutschlands, nötigenfalls auf revolutionärem Wege, ihren Zweck sah, bis sie durch die Demagogenverfolgungen unseligen Angedenkens, nach und nach vollends erstickt wurde."[4] Diese bewegenden Ereignisse fallen noch zum Teil in Mörikes Studentenjahre und der Geist der aufgeregten Zeit drang laut auch in die abgeschlossenen Räume des Stiftes. "Auch unter den Stiftlern bildeten sich patriotische Verbindungen, auch auf sie erstreckten sich die Demagogenverfolgungen, auf Grund deren im Jahr 1824 der Privatdozent Karl Hase [. . .] auf den Hohenasperg kam."[5] Nicht besser erging es Mörikes Bruder Karl, der wegen angeblich revolutionärer Umtriebe seit Sommer 1831 in Festungshaft lag. Unabhängig davon, aber bestimmt durch das am Rande Miterlebte, hat Mörike im Maler Nolten das Zwischenspiel

---

[4]Maync, S. 52.

[5]a.a.O.



("Der letzte König von Orplid") mit einer Affäre gekoppelt, die am Hof an lang zurückliegende Umtriebe des Schauspielers Larkens erinnerte und schliesslich zu seiner Verhaftung führte. Solche "Erfindungen" konnten im amtlichen Württemberg von 1832 (Erscheinungsjahr des Maler Nolten) tatsächlich "verdächtige, persönliche Hintergründigkeit erlangen."[6] Mörike war sich dessen voll bewusst, wie sich aus einem Brief an seinen Bruder Karl vom 6. Dezember 1831 belegen lässt:". . . Der Gründe, sich die Dedikation zu verbitten, kann ich mir verschiedene denken.[7] Sie liegen einerseits in der Stellung Kerners überhaupt und im Geruch unseres Namens, andererseits aber in dem Werke selbst. Es enthält nämlich einige Partien, in denen man, freilich gesuchterweise, eine Parallele zu D e i n e r Gefangensetzung finden könnte. Ich weiss nicht, hab ich Dich schon auf den merkwürdigen Zufall aufmerksam gemacht. Gerade zu der Zeit, als Du etwa im November vorigen Jahres die ersten demagogischen Mystifikationen im Stillen angelegt haben magst und ich noch keine Ahnung von solchem Spuk hatte, war ich daran, ein Motiv zur Gefangensetzung des in der Novelle vorkommenden Schauspielers Larkens zu erfinden . . .".[8] Diese ganze Affäre und die dem

---

[6]Storz, S. 182.

[7]Des Maler Nolten an den Bruder von Justinus Kerner, einen beim König in hoher Gunst stehenden General.

[8]EM, III, S. 283.

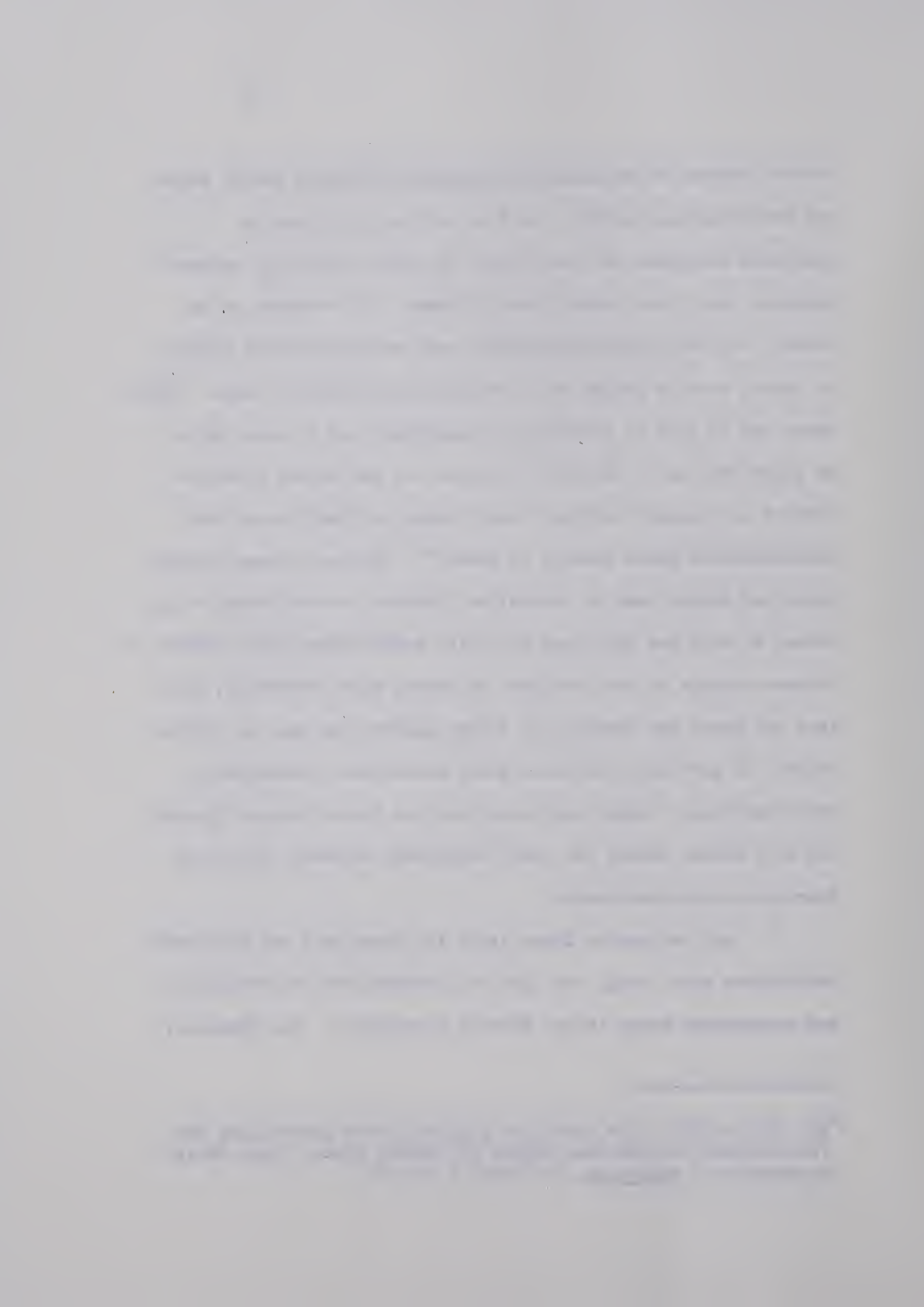


Dichter daraus erwachsenden Schwierigkeiten (Mörike selbst wurde als Mittelsperson verhört, was sich bei der gleichzeitig laufenden Bewerbung um eine Pfarrei als sehr nachteilig erwies!) brachten ihn in ein eigentliches Dilemma. Die Vorwürfe an den Bruder, den Familienfrieden gestört und den Namen Mörike entehrt zu haben, sind im obigen Brief zwischen den Zeilen zu lesen. Nicht immer hat er sich so versöhnlich ausgedrückt und in einem Brief an Luise Rau vom 7. März 1831 schreibt er, dem Bruder werde der Vorwurf nie erspart bleiben, "den Frieden der Familie auf eine unverzeihliche Weise gestört zu haben."[9] Mörikes Dilemma bestand nicht nur darin, dass er trotzallem liebevoll an dem Bruder hing, sodass er sich des Häftlings mit aller erdenklichen Sorge annahm, -- vielmehr konnte er sich zutiefst im Herzen nicht verhehlen, dass Karl der Sache der Freiheit zu dienen glaubte und dass er, Mörike selbst, ja gern dem Joch einer allzu autoritären Staatsgewalt entflohen wäre. Einmal mehr sehen wir aus dieser kleinen Episode, wie sehr Mörike bemüht war, sein Schifflein zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern.

Auf nationaler Ebene waren die Jahre nach den Karlsbader Beschlüssen eher ruhig, bis 1830 die französische Julirevolution dem schwelenden Feuer erneut Nahrung verschaffte. Das Hambacher

---

[9] EM, III, S. 253. Die beste und ausführlichste Darstellung der Verfehlungen Karl Mörikes stammt von Rudolf Kraus, "Zwei Mörike Biographien," Euphorion, IX, 1902, S 794-795.



Fest (1832), eine Kundgebung der süddeutschen Republikaner, zeitigte eine entschiedene Versteifung der Fronten und resultierte in den sogenannten "Unterdrückungsbeschlüssen" des Frankfurter Bundestages. Einen ersten entscheidenden Durchbruch erzielte liberal demokratisches Gedankengut in der Schweiz. Der Sonderbundskrieg wurde von Mörike mit grösstem Interesse verfolgt und zeigt uns ganz deutlich, dass sein Fähnlein auf Seiten der Republikaner wehte: "Den schweizer Feldzug haben wir (ich und Wilhelm) ganz unanimiter zusammen gemacht. Seit vielen Jahren habe ich die Zeitungen nicht mit solcher Begierde erwartet, als diese Wochen her. Gretchen las sie mir jeden Morgen übers Frühstück an meinem Bette vor, und an den freudigen Erschütterungen, die mir diese Berichte stossweis gaben, merkte ich, dass mein Herz noch jung und gesund sei. Wie die Freiburger Füchse, Marder und Wiesel so geschwind aus ihren Nestern herausgetrommelt wurden, der Sieg bei der Gislikoner Brücke, das ganze Benehmen des Dufour ist herrlich."[10] Der rasche Sieg in dem von General Dufour straff geführten Krieg gegen die reaktionären und erzkonservativen Sonderbundskantone war eine weitere Etappe in der Auseinandersetzung zwischen dem liberalen und dem konservativen Europa. Für die Schweiz bedeutete er die Schaffung des Bundesstaates von 1848 mit

---

[10] An Hartlaub, am 1. Dezember 1847, EM, III, S. 648.



einer radikal revidierten Bundesverfassung.[11] Der Sonderbundskrieg, sowie die französische Februarrevolution, warfen den Funken nach Deutschland und entzündeten eine Revolution vorwiegend bürgerlichen Charakters, die ihr Ziel nicht nur in der zu gewinnenden politischen Freiheit, sondern auch in einer nationalen Einigung sah. Wieder sehen wir Mörike engagiert und staunen über sein Bekenntnis. Der entsprechende Teil des Briefes -- obwohl etwas länglich -- sei hier wiedergegeben, da er auch des Dichters Not, um nicht zu sagen Ohnmacht spiegelt: "Unter allen diesen Schrecken, Sorgen und Erwägungen bin ich doch durch den Sturm der Weltbegebenheiten mit jeder Zeitung wieder völlig hingerissen, über die Not des Augenblicks und das Aengstliche meines eigenen Daseins bis zu der freudigsten Resignation erhoben worden. Wie wär' es anders möglich! Wer hat sich in diesen paar Wochen nicht grösser als sein ganzes Leben lang empfunden! Und doch überfällt mich zuweilen der Schmerz, dass ich krank sein soll und bleiben werde, jetzt mit verdoppeltem Stachel. Bedenkt man das Benehmen der Fürsten bis auf die letzte Zeit (die ohnmächtige Wut des Sachsen mit seinem: Nein! Nein! Nein! bei jener Deputation, den dummen Hochmut des preussischen Königs, der ganz cavalièrement nur im Konversationston

---

[11]Vgl. Schweizer Lexikon, 7 Bde. (Zürich, 1948), Bd. 6, S. 1447 und Charles Gilliard, A History of Switzerland (London, 1955), S. 86ff.



mit einer Abordnung sprechen zu können versicherte u.s.w.), so muss man sich freuen, dass ihnen nicht einmal der Schein einiger Sympathie für das siegreiche Volk und seinen Willen übrigblieb. Man könnte nun allenfalls sagen, es sei schade, dass ihnen eben dadurch auch der Uebergang zur wahren Liebe für dasselbe abgeschnitten sei. Habeant sibi! Es kann doch nur gut hinauslaufen, und wer nicht lieben lernt, kann sich doch auch nimmermehr rächen. Aber das mit dem Blutbad bei den Berlinern ist leider wahr zum grossen Teil."[12]

Es "lief" leider nicht "gut hinaus" und, so zahlreich auch die Briefe mit nicht minder heftigen Kommentaren aus der bewegten Zeit der Jahrhundertmitte sind,-- mehr als ein ganzes Dezennium vergeht, bevor Mörike wieder zu Tagesfragen Stellung nimmt. Es sind die sechziger Jahre, da die Frage der Einigung Deutschlands von neuem in Fluss zu kommen begann. Und erneut bekundet er deutlichst, wo er steht: "Nun aber soll Dir nicht länger verholen sein, dass sich schon seit vorigem Herbst mein Fähnlein stark nach Preussingen zu gedreht hat, dass ich über Bismarck anders denken lernte und mich einstweilen freue, dass doch einmal Deutschland nolens volens zusammenkommen muss."[13] Die Inkongruenz betreffend seiner Haltung gegenüber Preussen (vgl. Brief vom 24. März

---

[12]An Hartlaub, am 24. März 1848, EM, III, S. 654ff.

[13]An Hartlaub, am 22. März 1867, EM, III, S. 819.



1848!) lässt sich damit erklären, dass Preussen in den Jahren nach 1850 zum einzigen Garanten einer eventuellen deutschen Einigung herangewachsen war, für Mörike aber bedeutete diese Einigung höchstes Ziel und alle Mittel (Bismarcks Politik!) waren dazu recht!

Den letzten politischen Höhepunkt in Mörikes Leben bildete der deutsch-französische Krieg von 1870. Bedenken wir die wenigen Briefe, die wir vom alternden Dichter aus diesem Jahr besitzen, so sind wir erstaunt über den immer noch regen Anteil, den der alte Herr an den Tagesvorgängen nahm, ja, dass er durch sie sogar zu weiterer Lektüre "enthusiasmiert" wurde: "Ich lebte diese letzten Monate herein beinahe nur vom Krieg und hatte, um die Zeit von einer grossen Post zur andern herumzubringen, den Kopf in lauter alten Kriegsgeschichten, las Caesar de bello gallico und viel dergleichen durcheinander mit solcher Gier und Ungeduld, dass ich mir oft selbst lächerlich dabei vorkam. Ja, Du hast recht: wenn wir nur manchmal ein paar Stunden jetzt bei einander sein könnten, was gäb' es da nicht alles auszutauschen. Nachschrift. Soeben, kurz vor Mittag, trifft hier die Nachricht von MacMahons und Napoleons Gefangennehmung ein. Noch habe ich kaum das Herz, daran zu glauben. 'O mein Bruder Frankreich, mein Bruder Frankreich!'"[14] Mit diesem letzten

---

[14] An Hartlaub, am 3. September 1870, EM, III, S. 859. Das Zitat stammt aus Shakespeares König Heinrich der Fünfte, V, ii, 2; und ist ironisch gemeint.



politischen Höhepunkt zu Mörikes Lebzeiten enden auch seine Stellungnahmen zu Tagesfragen und -ereignissen.

Für uns gilt es festzuhalten: Mörike lebte die erste Hälfte seines Lebens in einer politisch eher ruhigen Zeit. Zwar schwelte der Funke der Revolution schon da und dort und besonders den feinfühligen, denkenden Menschen konnte dies nicht entgehen und zwang sie zur Stellungnahme. Mörike war in diesem Sinne kein "Biedermann", -- seine Sinne waren zu wach, als dass er nicht alles registriert und auch seine eigene Position abgesteckt hätte. Aber er war primär Dichter, er wusste, dass die Zeit für seine Muse beschränkt war, und er wollte sie nicht gefährden.[15] So blieben seine Aeusserungen auf Briefe beschränkt und wurden erst dann lautstärker, als der Dichter sich bereits zu retirieren begann. Dieser Umstand lässt sich nur mit Mörikes diffizilem Gleichgewicht, mit dem notwendigen Ausbalancieren der Möglichkeiten und Kräfte erklären. Mörike war kein politischer Geist: beeindruckt

---

[15] S.S. Prawer in Mörike und seine Leser (Stuttgart, 1960), S. 84 zitiert R. Becher in Deutschunterricht, VII (1954), S. 363, der glaubt, Mörikes politische Inertia hätte vielleicht an den Zeitumständen gelegen: "Auch Mörike ist aus seiner Idylle hervorgetreten, was wir nicht vergessen wollen, und wären die Zeitumstände anders gewesen, und hätten sie aus sich eine lebendige politische Bewegung hervorgerufen, wer weiss, ob nicht Mörike seine Idylle verlassen und sich mitten ins Leben hineingestellt hätte, denn ohne Zweifel ist Mörike mit Gottfried Keller verwandt." Wir haben gesehen, dass dies nicht der Fall ist, abgesehen davon, dass die Verwandtschaft mit Keller sich höchstens auf ihr Erstlingswerk, den Maler Nolten und den Grünen Heinrich beziehen kann.

wurde er von der Politik sehr stark, nur nicht (in Bezug auf sein Werk) beeinflusst. Eigentlich müssen wir dem Dichter dafür dankbar sein: ohne diese Balance wäre sein Werk vielleicht nicht so zeitlos und für uns Heutige noch bedeutend.



b) Die soziale Umwelt

Im Rückblick stellt sich meist jedes Zeitalter als ein verwickeltes, kaum zu übersehendes Geflecht von vielen Kräften, Strebungen, Ideen und Kämpfen dar. Nur im Bewusstsein des Zeitalters selbst erscheint die jeweilige Gegenwart als ziemlich bestimmt durch einzelne Tendenzen, die das ganze Interesse des Individuums wie auch der Gesellschaft beanspruchen. Eine solch übermächtige Tendenz stellte zur Zeit der Jahrhundertwende der Kampf des Bürgertums um politische Freiheit und Gleichheit dar. Danach und daneben aber stieg eine neue Forderung auf: die soziale Frage, -- das Problem des Anteils der einzelnen Gesellschaftsschichten an den Gütern der Erde. Die Forderung nach einer neuen, gerechteren Ordnung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände erscheint im 19. Jahrhundert plötzlich eminent wichtig und wird durch das Erscheinen des Kommunistischen Manifest von Marx und Engels noch apostrophiert. Neu war das Problem nicht, aber es drang erneut ins Bewusstsein als Aufgabe, den durch den neuen, industriellen Wirtschaftsvorgang hervorgerufenen Massen Lebensraum und Nahrung zu schaffen. Unbehagen breitete sich im Bürgertum aus, denn eine derartige Massen-Armut und Massen-Hilflosigkeit hatte es noch nie in der neueren abendländischen Geschichte gegeben. Ihr entgegen stand eine ständig wachsende Schicht der Besitzenden, -- eine neue Klasse wuchs heran: das kapitalistische Bürgertum. Das Proletariat einerseits und diese "Neureichen" auf der anderen Seite: das Spannungsfeld war da und ein Ausgleich kaum absehbar.



In der ersten Jahrhunderthälfte jedoch gab es diese Extreme nur in Ansätzen, denn im deutschen Bürgertum gab es noch keine "Bourgeoisie", keine Oberschicht von Unternehmern. Das Bürgertum trat im Biedermeier nicht als "Gross-", sondern nur als "Klein-", oder höchstens "Mittelbürgertum" auf. Als Oberschicht galt zunächst ein akademisch gebildetes Beamtentum, zu dem auch die Gelehrten und die Geistlichen gehörten. Die Regenten im Staat, die hohen Verwaltungsbeamten, stammten sowohl aus dem Adel, wie aus dem Bürgertum. Sie waren meist nicht wesentlich reicher als die Bürger, über die sie regierten, denn sie wurden nicht mit hohen Gehältern, sondern mit Titeln und Orden entlohnt.[1]

Diese Verhältnisse bildeten Mörikes soziale Umwelt, -- in seinem Maler Nolten und in des Dichters realer Umwelt. (Wir erinnern an die Titel und Positionen seines Vaters und seines Onkels!) Von oben geschilderten Veränderungen, wie erschütternd und international sie auch waren, nahm Mörike einfach keine Notiz. Weder in seinem Werk noch in seinen Briefen lässt sich eine Andeutung finden, dass Mörike sich je mit dem Problem befasst hätte. Ganz dagegen lebt und webt er in der "Biedermeierwelt", ja in seiner Dichtung sogar noch im viel heitereren Rokoko (Mozart auf der Reise nach Prag). Wieder einmal müssen wir auf Mörikes

---

[1]Vgl. Heinz Rieder, Liberalismus als Lebensform in der deutschen Prosaepik des neunzehnten Jahrhunderts (Berlin, 1893), Nachdruck (Nendeln, Liechtenstein, 1967), S. 17.

Seelenverfassung verweisen, auf das "lass, o Welt, o lass mich sein!". Die politische Wirklichkeit hatte für ihn noch etwas Heroisches, etwas Begeisterndes; da gab es Höhepunkte, die den Dichter exaltierten und Tiefpunkte, die ihn bangen liessen, -- ein Auf- und Ab, das ganz seinem eigenen Leben entsprach.[2] Eine schleichende soziale Umstrukturierung dagegen, deren letztliches Ziel eine neue Gesellschaft war, ging dem Dichter ans Mark seiner Existenz, besonders seiner poetischen, und nötigte ihn geradezu, sich in seinen Elfenbeinturm zurückzuziehen. Die Frage bleibt offen, ob Mörikes dichterisches Verstummen -- von seiner Inertia und Hypochondrie einmal abgesehen -- nicht zum Teil auf ein Ersticken in einer seiner Dichtung immer unbekömmlicher werdenden "Luft" zurückzuführen ist. Eine Dichtung, die keine Impulse aus der Gegenwart empfängt und sich so ganz nur nach Rückwärts wendet, läuft nun einmal Gefahr, dass ihre Quellen versiegen. Auch lädt sie damit das Omen des Gekünstelten und Antiquierten auf sich, -- im Extremfall sogar das (jetzt auf den Dichter gerichtet) der Feigheit und Lebensuntauglichkeit! All dies sind Vorwürfe, die Mörike nicht erspart blieben und

---

[2]Vgl. S. 15.



bis heute nicht verstummt sind.[3]

Mörike ist nicht das Kind seiner Zeit, aber einmal mehr seiner Umwelt. Und hier können wir eine mögliche Entschuldigung für sein Verhalten finden, -- allerdings: er bedarf dessen nicht! Wir meinen die Verhältnisse in Württemberg. Bis tief ins zwanzigste Jahrhundert hat sich das "Musterländle" eine erstaunliche "Rückständigkeit" bewahrt, die nicht zuletzt dazu beigetragen hat, dass der Nazismus dort (von der Universitätsstadt Tübingen abgesehen) gottlob nur wenig Fuss fassen konnte und Hitler nur einmal und nie wieder die"ungastliche" und "widerborstige" Stadt Stuttgart besuchte. Die Rückständigkeit fusste allerdings auf einer reichen Tradition, hatte doch Württemberg in den Tübinger Verträgen (8.7.1514) die erste demokratische Verfassung in Deutschland.[4] Der demokratische Gedanke hatte seitdem hier eine gute Heimat, wurde aber mit dem Fortschreiten der Geschichte, besonders im neunzehnten Jahrhundert, eher zur Reaktion. Württemberg, wenigstens was die

---

[3]Prawer, S. 83, berichtet über einen äusserst gehässigen Artikel zu diesem Thema in der Berliner "Nationalzeitung" (o.D., o. Autor): "Mörike hat zwar eine Lyrik wundervoller Klänge geschaffen, damit aber nur die Abkehr geniessender romantischer Gemüter von der Welt des tätig kämpfenden Lebens bewirkt. Mörike verfälscht das Leben der Vergangenheit, so wie das der Gegenwart, indem er sich von der hässlichen sozialen Wirklichkeit abwendet und lügnerische -- sogar kitschige! -- Idealbilder schafft!"

[4]Vgl. Schweizer Lexikon, 7 Bde. (Zürich, 1948), Bd. 7, S. 573.



Mehrzahl des Volkes anbetraf, wollte keine Aenderungen und war mit seiner konstitutionellen Monarchie zufrieden.[5] Dazu kommt noch, dass das Land von jeher ein Handwerker-, Bauern- und Beamtenstaat war. Der Einbruch der Industrie und damit des "Modernen" erfolgte daher auch erst in diesem Jahrhundert. So war Württemberg neben Oesterreich und der deutschsprachigen Schweiz der beste Nährboden für ein langes Fortbestehen des Biedermeier. Die weitgehende Immunität des Königtums Württemberg gegenüber dem Reich war auf fast allen Gebieten des politischen, sozialen und geistigen Lebens zu spüren. Mörike konnte dies nur recht sein: Es war ein weiterer Garant seiner dichterischen Existenz!

Allerdings gab es im Land selbst eine soziale Divergenz, die nicht ohne Einfluss auf den Dichter, ja sogar auf sein Werk bleiben sollte, -- empfand er sie doch zeitweise am eigenen Leib.[6] Es ist dies die 1805 aufgehobene Grenze zwischen "Altwürttemberg" und "Neuwürttemberg" (Oberschwaben), die aber in geistig-sozialer Beziehung noch lange fortbestand.[7] Oberschwaben,

---

[5]Einzig der König Friedrich (1754-1816) verfiel einem totalen Absolutismus und war nur auf Gebietserwerb aus. Sein Verhältnis zu seinem Volk war entsprechend schlecht und er war noch lange als Despot verschrien. (Schiller!)

[6]Ueber den Einfluss auf Leben und Werk vgl. Storz, S. 121-123.

[7]Im Pressburger Frieden (26.12.1805) kamen die vormals österreichischen Besitzungen in Oberschwaben unter die württembergische Krone und wurden von Stuttgart aus verwaltet. Vgl.: Der grosse Brockhaus, 12 Bde. (Wiesbaden, 1957), Bd. 12, S. 612.



vorwiegend katholisch, da ehemals österreichisches Land, kannte zuvor keine zentralistische Verwaltung, denn das Gebiet war in geistliche, standesherrliche oder reichsstädtische Herrschaften aufgeteilt. Dieses Nebeneinander, dazuhin eine überwiegend bäuerliche Bevölkerung, sowie der Katholizismus, mit einem gewissen "laisser faire, laisser aller" stand nun plötzlich einer pietistischen Frömmigkeit, einer puritanisch streng geordneten Beamten- und "Honoratioren"-welt in "Altwürttemberg" gegenüber. Storz berichtet: ". . . Herkommen und Lebensform waren im alten Württemberg nachdrücklicher als anderswo durch Kirchlichkeit und Frömmigkeit bestimmt: das protestantische Kirchenregiment und der schwäbische Pietismus wirkten zusammen, jedenfalls in der einen Richtung gegen Weltlichkeit und 'Sinnenlust', also gegen Kunst, Theater, und nicht zuletzt gegen freiere Geselligkeit, beispielsweise gegen Tanzveranstaltungen. Deshalb hatte weder die Theaterfreudigkeit des Barock, noch die urbane Geselligkeit des Rokoko in 'Altwürttemberg' [. . .] Eingang finden können. Von solch puritanischer Gewöhnung hob sich die Atmosphäre des katholischen Oberschwabens deutlich ab: die Freude an szenischen Aufführungen bald innerhalb der Fastnacht, bald in Verbindung mit kirchlicher Begehung hatte sich erhalten, die Unbefangenheit gegenüber Festlichkeit, Theater und allem Sinnenhaften überhaupt war nie gestört worden."[8]

---

[8] Storz, S. 119.

Mörike, von Haus aus ganz ein "Altwürttemberger," war aber doch seiner Anlage und seinen Vorlieben nach (der Katholizismus z.B. war ihm nicht absolut wesensfremd! Vgl. S. 23) ein Oberschwabe. Mehrmalige Besuche bei seinem Bruder in Scheer und das Vikariat in Pflummern gewöhnten ihn rasch an eine freiere "Luft"; ja, was in Stuttgart völlig undenkbar gewesen wäre, war hier möglich: Mörike spielte als temporäres Mitglied einer Schauspieltruppe den Hofmarschall von Kalb in Schillers Kabale und Liebe.[9] Storz glaubt den Einfluss dieser veränderten sozialen Umwelt in "einem neuen Ton des lyrischen Sprechens," in einer "neuen Weise zu sehen und zu erleben" feststellen zu können.[10] Noch fehlen in dieser Richtung jegliche weiteren Untersuchungen. Wir können nur vermuten, dass Mörikes "Leichtigkeit" in der Behandlung religiöser Fragen z.B., sowie seine Vorliebe für ungezwungenes Verhalten, besonders gegenüber Fürstlichkeiten (Mozart auf der Reise nach Prag ist geradezu das "Hohelied" dieser aufs rein Menschliche sich beschränkenden Beziehungen) in seiner oberschwäbischen Zeit ausgebildet wurde.

Was die soziale Umwelt in Mörikes Prosa anbetrifft, so unterscheidet sie sich nicht nur in den Märchen und Idyllen stark von der damaligen Realität und hat etwas Wunschbildhaftes: der

---

[9]Vgl. EM, III, S. 879.

[10]Storz, a.a.O.

Hof und der Adel und besonders die guten Beziehungen zwischen diesen und den "Bürgern" sind immer vertreten.[11] Der Hof wird manchmal geradezu zur Drehscheibe aller Agierenden, so im Nolten, in Mozart auf der Reise nach Prag und in den "Bruchstücken eines Romans."[12] Es ist fast immer eine heile Welt, in die Mörike seine Personen stellt. Die schliessliche Tragik ist selten durch die Umwelt bedingt --: sie liegt in den Charakteren selbst.

Des Dichters reale Umwelt war entschieden anders und seine Beziehungen zum Hof waren trotz seiner einflussreichen Verwandten (besonders des Onkels Georgii) alles andere als gut.[13] Jahrelang musste Mörike in einer geradezu erniedrigenden Weise über seinen Gesundheitszustand an den

---

[11] Vgl. Vera Sandomirsky, Eduard Mörike, Sein Verhältnis zum Biedermeier, Ein Versuch (Erlangen, 1935), S. 43: "Die Gesellschaft, die im ersten Teil des Romans erscheint, repräsentiert keine geistige Macht, ist auch keine erziehende und fordernde Institution, sondern ein Wunschtraum eleganter Geselligkeit und ein vererbtes klassisch-romantisches Erziehungsgut, das seine eigentliche Bedeutung eingebüsst hat."

[12] Diese Nostalgie Mörikes zeigt sich auch im Schattenspiel "Der letzte König von Orplid" (EM, II, S. 93). Wie Mörike selbst ist der König ein Einsamer, ein trauriger Fremdling in seiner Zeit, den nur das Heimweh, die Erinnerung und die Sehnsucht aufrecht erhalten. Von daher werden viele Stellen gerade im Maler Nolten verständlich, wo z.B. der Baron "die gute alte Zeit" repräsentiert und mit Epitheta wie: lebendig, fromm, ehrwürdig, gnädig, gut usw. versehen wird. (EM, II, S. 26 und 251). Umgekehrt spricht Mörike auch viel vom "gemeinen Gassenvolk", von "Schelmen" und "Fratzen" (EM, II, S. 30, 233 und 295) -- offenbar alles Subjekte des "frechen Tages."

[13] Vgl. S. 32 und 33 dieser Arbeit.



König "untertänigst" Bericht erstatten, abgesehen von den verschiedenen Gesuchen, zuerst um eine Pfarre, später um vorzeitige Entlassung, die meist abschlägig beantwortet wurden.[14] Immer wieder finden wir Briefe, in denen er einflussreiche Persönlichkeiten bittet, für ihn am Hof zu antichambrieren, -- auch dies meist ohne Erfolg.[15] Mörikes Einstellung gegenüber dem König von Preussen haben wir in seinem Brief an Hartlaub kennengelernt. (S.37) Eine auch nicht gerade schmeichelhafte Aeusserung über den bayrischen König findet sich in einem Brief an Luise Rau: ". . . es waren Bayern, die nach München fuhren, darunter ein sehr aufgeweckter Kopf, dessen Gespräch in mancher Hinsicht lehrreich war und mir namentlich meinen tief gesunkenen Begriff vom Geiste seines Landesherrn bestätigte."[16] Erst nach 1860 scheint sich -- wenigstens nach aussen hin -- das Verhältnis des Dichters zum Hof etwas zu bessern. Mörike erhält den Friedrichsorden und Königin Olga besucht verschiedentlich seine

---

[14] Eduard Mörike, unveröffentlichte Briefe, hrsg. von Friedrich Seebass (Stuttgart, 1945), S. 199 und Anmerkungen S. 507.

[15] Brief vom 10. Februar 1833 an Gustav Schwab, EM, III, S. 369. Brief vom 14. Januar 1834 an Friedrich Flatt, EM, III, S. 388.

[16] Brief vom 17. Juni 1831, EM, III, S. 264.

Lektionen am Katharinenstift. Auch erfolgt die von Mörike betriebene Pensionierung von seinem Lehramt unter Beibehaltung seines bisherigen Gehaltes als Zeichen königlicher Gunst.[17]

Zurück zur sozialen Umwelt im Werk. Wir haben gesehen, dass es sich um eine Idealvorstellung handelt, wenigstens zu des Dichters Lebenszeiten. Ausgangs des 18. Jahrhunderts, im späten Rokoko, als von einer "Bürgeremanzipation" in vielen deutschen Ländern noch keine Rede sein konnte, -- da wären die geschilderten Verhältnisse (vielleicht) möglich gewesen.[18]

Fassen wir zusammen: Mörikes reale Umwelt war im Umbruch begriffen. Alte Werte wurden ersetzt, die Königshäuser mehr und mehr ein Anachronismus. Das Bürgertum, vorerst noch in einer Ruhezeit (Biedermeier) Kräfte sammelnd und sich besinnend, eroberte seine Position, sah sich aber infolge der technischen Entwicklung plötzlich durch ein Proletariat in seiner Stellung bedroht.

Mörike selbst verhielt sich passiv. Sein Werk ist in keiner Weise repräsentiv für die damaligen sozialen Zustände; es spiegelt vielmehr eine goldene Zeit, die sich bestenfalls mit

---

[17]Vgl. Maync, S. 358.

[18]Fritz Lockemann, Gestalt und Wandlungen der deutschen Novelle (München, 1957), S. 122, sieht es so: ". . . Mörike blickt [. . .] nicht ohne Sehnsucht auf eine Epoche zurück, in der die Kunst von der Gesellschaft getragen wurde."

dem Rokoko vergleichen lässt. Ungleich dem Dichter selbst, der zeitlebens um seine soziale Stellung, zeitweise sogar um seine materielle Existenz zu kämpfen hatte, finden sich die Personen seiner Dichtung nie in einer solchen Lage. Alle "äusseren" Verhältnisse sind gesichert und geregelt. Der Konflikt entspringt nicht einer Konfrontation mit der Realität, sondern der psychischen Veranlagung der Charaktere.[19]

---

[19]Vgl. S. 56ff.



c) Die geistige Umwelt

Die politische und soziale Umwelt lässt sich einigermassen in Fakten und Daten wiedergeben, und wo eine Auseinandersetzung des Dichters damit stattgefunden hat, lässt sie sich am Werk ablesen. Anders verhält es sich mit der geistigen Umwelt: sie ist amorph und viel unmittelbarer ein Produkt des Willens, der Selektion, der Sympathien und Antipathien. Politische und soziale Umwelt (letztere spätestens, wenn sie mit dem Geldbeutel zu tun hat!) sind herausfordernd, persönlich und lebensbestimmend; eine geistige Umwelt kann man sich erschaffen, (z.B. mit Büchern), und handelt es sich um eine geistige Zeitströmung, so kann man sich mit ihr identifizieren oder sie ignorieren. Nur so ist es verständlich, dass im Deutschland des 19. Jahrhunderts so verschiedene Richtungen wie das sogenannte literarische Biedermeier und die Dichtung eines Gutzkow als Vertreter des "jungen Deutschland", eines Büchner, oder gar Heines, nebeneinander existieren konnten. Hier liegt auch der Grund für so manche falsche Klassifizierung: nur die Tatsache, dass ein Dichter in ein bestimmtes Jahrhundert und in eine bestimmte Epoche geboren wurde, heisst noch lange nicht, er sei Klassiker, Romantiker, Realist, oder Vertreter des Biedermeier. Um zu unserem Dichter zurückzukehren: er lässt sich mit keiner der genannten Strömungen fixieren, denn er hat an allen etwa gleichen Teil.[1] Gerda Neumann Rudolphi in ihrer Dissertation: Romantik

---

[1] Karl Gutzkow (1811-1878), vgl. Hermann Pongs, Das kleine Lexikon der Weltliteratur (Stuttgart, Zürich, Salzburg, o.D.), S. 1182.



und Realismus bei Mörike" spricht dies im Vorwort deutlich aus: "Die Arbeit tritt in Gegensatz zu denjenigen Untersuchungen, die den Dichter unter allen Umständen in e i n e Stilepoche einordnen wollen. Besonders seit der Entdeckung des 'literarischen Biedermeier' glauben manche Literaturhistoriker in Mörike den typischen Vertreter dieser Epoche gefunden zu haben. Dieser Ansicht entgegenzuwirken erscheint notwendig, denn die Definitionen des Begriffes 'Biedermeier' sind so vielartig und verschieden, dass diese neuentdeckte literarhistorische Klassifikation schon durch die stark voneinander abweichenden Wesensbestimmungen, die ihre Entdecker für sie fanden, fragwürdig geworden ist."[2]

Mörikes geistiger Umwelt lässt sich mit keinen Begriffen beikommen; sie ist in einer Weise individuell und subjektiv, wie dies nur bei einem Charakter der Fall sein kann, der um seine Beschränkung und seine Möglichkeiten weiss. Unbewusst handelte er ganz nach dem Prinzip der Selektion: alles was ihm irgendwie gemäss war, was ihm und seiner momentanen Seelenverfassung entsprach, wurde aufgenommen. Auf sein ganzes Leben und Werk und auf die Fülle des Gebotenen, Verfügbaren schauend, müssen wir dies als eine Wahllosigkeit bezeichnen, -- als ein Hazardspiel mit geistigen Potenzen.

---

[2]Gerda Neumann — Rudolphi, "Romantik und Realismus bei Mörike," Diss. (Göttingen, 1948), S. 2.



Diese Konzeptionslosigkeit, soweit sie nicht überhaupt einfach in Mörikes Natur zu suchen ist, können wir vielleicht mit dem Fehlen eines gedanklichen Grunderlebnisses erklären. Kein Denker und kein Buch hat ihn je so grundlegend bestimmt, dass ihm dadurch mit einem Schlag seine "Aufgabe" klar geworden wäre. Er hat immer gegrübelt, immer gesucht und das ihm Gemässe sich allmählich angeeignet. Keineswegs war er etwa unbelesen.[3] Spinoza, Kant und Schleiermacher, vor allem Schelling hat er in seiner Jugend neben den klassischen Dichtern eifrig studiert.[4] Im Alter noch machte er sich hinter Schopenhauer und Hartmann. Sechsundsechzig Jahre alt schreibt er an Heyse: "Ich lese immer viel und lerne -- spät genug! -- noch mancherlei. Die letzte Zeit hat mich ein Buch: Philosophie des Unbewussten von E. v. Hartmann -- spekulative Resultate nach induktiv naturwissenschaftlicher Methode -- sehr beschäftigt."[5] Diese Lektüre geht gemächlich vonstatten, wie er es in dem Brief vom 26. Juni 1838 an Kurz schreibt: "Ich sitze viel im Garten unter dem grünen Schirm, ein Buch vor mir, in das ich zwei Minuten hineinsehe, um alsbald wieder in meine eigenen Grillen

---

[3] Vgl. S. 9 und 10 dieser Arbeit.

[4] Vgl. Storz, S. 76, sowie die Briefe vom 21. Mai 1832 an Mährlen, EM, III, S. 327-332 und vom 28. August 1859 an Heyse, EM, III, S. 760. Werner Zemp, S. 115, glaubt, einen besonders starken Einfluss Schellings auf Mörike in der Tübinger Zeit nachweisen zu können.

[5] 18. Rechenschaftsbericht des schwäbischen Schillervereins, 1913/1914, S. 113.



zu verfallen."[6] Mörike las zwar viel und manches blieb nebenbei hängen, aber eine einzelne Lehre hat ihn nicht in Beschlag nehmen können. Wissenschaftliches Studium um seiner selbst willen war ihm fremd, es sei denn, dass man seine Beschäftigung mit Versteinerungen als solche bezeichnen will. Er ging mit den Sinnen, nicht mit dem zergliedernden Verstand an die Dinge heran.

Auch in der "religio" -- in Mörikes Beziehung zu Gott, glauben wir das Fehlen eines Grunderlebnisses zu erkennen. Auch hier herrscht eine kindliche Konzeptionslosigkeit. Stattdessen finden wir eine Versenkung in das eigene Gemüt, wie sie schon bei den Romantikern (Novalis) geübt wurde. Oft wird seine künstlerische Kontemplation für ihn zu einer Art persönlichem Gottesdienst: ". . . je tiefer die Gedanken gehn, bis zur dunkelseligen Selbstvergessenheit, wo die äusseren Sinne sich zu schliessen scheinen, alles, was uns umgibt, verschwindet und versinkt und die innerste Seele die Wimpern langsam erhebt und wir nicht mehr uns selbst, sondern den allgemeinen Geist der Liebe, mit dem wir schwimmen, wie im Element empfinden."[7] So hielt es auch der P f a r r e r Mörike. Religiöse Erkenntnis kann für ihn durch Begriffe nicht übermittelt werden; nur jeder einzelne kann mit Gott

---

[6] EM, III, S. 440.

[7] An Luise Rau, am 8. April 1832, EM, III, S. 314.



in ahnungsvolle Verbindung treten. Hier hat der Konflikt Mörikes mit seinem Amt und sein Abseitsstehen in Fragen der damaligen Theologie seine Wurzeln. Alle Sonntage musste er Gott notwendig zur Verfügung haben, er musste in der Predigt über ihn "berichten." Er predigte aber nicht über seinen eigenen Gott, sondern über den öffentlichen, -- über den die Theologen seiner Tage sich stritten. Er ist der offizielle Gott, und wie schwer Mörike die Auseinandersetzung mit ihm fiel, schildert er im "Turmhahn":

> Mein Herr fangt an sein Predigtlein
> Studieren; anders mag's nicht sein.
> . . . .
>
> Zu schreiben endlich er sich setzet,
> Ein Blättchen nimmt, die Feder netzet,
> Zeichnet sein Alpha und sein O
> Ueber dem Exordio.
> . . . .
>
> Gemachsam kämen wir also
> Bis Angang Applicatio.[8]

Noch ein Wort zur geistlichen Umwelt, -- zur Situation der damaligen Theologie und Mörikes Verhältnis zu ihr. Es war die Zeit eines gewaltigen Umbruchs und Kampfes in der protestantischen Kirche und besonders in Württemberg, wo der süddeutsche Pietismus unter Prälat Bengel auf 1836 das sichere Weltende in Aussicht gestellt hatte.[9] David Friedrich Strauss' Leben Jesu versetzte alle Welt in

---

[8]EM, I, S. 148.

[9]Vgl. Maync, S. 189.

Aufregung. "Die Wirkung war ungeheuer und im Nu wuchs eine ganze Literatur leidenschaftlicher Polemik gegen den grossen Ketzer aus dem Boden. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch Deutschland, jeder ergriff Partei -- nur Mörike nicht, öffentlich schon gar nicht."[10] Ganz können wir mit Maync nicht übereinstimmen, denn es findet sich in der Sammlung "Sommersprossen Creglingen 1837" ein Gedicht zu diesem Thema. Inwieweit es allerdings eine Stellungnahme des Dichters erkennen lässt, müssen wir dahingestellt sein lassen. Nicht nur, dass David Friedrich Strauss ein Konpromotionaler war, -- Mörike stand auch im Briefwechsel mit ihm über literarische Probleme.[11] So legte er geschickt seine Kritik dem Liebmund Maria Wispel, der von ihm erfundenen, superklugen "Besserwissernatur" in den Mund. Schon dadurch ist die Perspektive etwas verzerrt; sie wird es noch vollends, wenn wir den ironischen Ton hören:

> Strauss hab' ich noch nicht gelesen,
> Weil der Preis zu diffizil;
> Doch er sei zu plumb gewesen,
> Selbst in Hinsicht auf den Stil.
> Steudel, Bahn- und Eschenmayer
> Lieben keine Strausseneier.
>
> Aber, schröcklich ist's zu hören,
> Strauss will durch sein Teufelswerk
> Die Unsterblichkeit zerstören,
> Und sogar in Württemberg!
> Dieses zeigt doch mehr und minder
> Einen ganz verstockten Sünder.[12]

---

[10] a.a.O.

[11] Vgl. Brief vom 22. Januar 1845, EM, III, S. 592.

[12] "Meine BAnsicht" (sic), EM, II, S. 752.



Schliesslich haben wir noch einen Blick auf Mörikes literarische Umwelt zu werfen. Hier geht es uns keineswegs darum, eventuelle literarische Einflüsse auf den Dichter aufzuzeigen oder gar nach solchen zu spekulieren. Maync, Günter Held u.A. haben dies getan und trotz der notwendigen "reservationes mentales" ihrerseits müssen wir ihr Beginnen bei einem Dichter wie Mörike als fragwürdig bezeichnen.[13] Uns interessiert, mit welchen Dichtern seiner Tage Mörike geistigen oder persönlichen Umgang pflegte. Es waren dies vor allem die "Gleichgearteten," sofern es solche überhaupt geben konnte. Abgesehen von den sich schriftstellerisch betätigenden Konpromotionalen wie Strauss, Bauer, Vischer, Mayer und Schwab, mit denen er auch sonst freundschaftlich verkehrte, waren dies Paul Heyse, Theodor Storm, Emanuel Geibel, Hermann Kurz und Justinus Kerner. Mit ihnen stand er, wenigstens zeitweise, in fruchtbarem Briefaustausch und manches Werk oder Gedicht wurde zur Begutachtung weitergereicht.[14] Eher selten finden wir in diesen Briefen Werke anderer Schriftsteller besprochen und eine literarische Diskussion, wie sie sich in der Korrespondenz Gottfried Kellers mit Storm oder Heyse nachweisen lässt, fand kaum statt.[15]

---

[13]Günter Held, "Das Schwäbische Element in der Dichtung Eduard Mörikes," Diss. Tübingen (1951).

[14]Vgl. für Heyse: EM, III, S. 743, für Storm: EM, III, S. 728ff., für Geibel: EM, III, S. 747, und für Kurz: EM, III, S. 440. Mit Kerner verband ihn das Interesse an parapsychologischen Erscheinungen. In dem von Kerner herausgegebenen Magikon veröffentlichte Mörike (allerdings auf dessen mehrmalige Aufforderung hin) seine Beobachtungen über den "Spuk im Pfarrhause zu Cleversulzbach." Vgl. EM, II, S. 775 ff.

[15]Es wird auf dieses Thema später noch näher eingegangen!



Alle Schriftsteller, die sich irgendwie mit dem "Jungen Deutschland" assoziierten oder die wie Heine alles Vergangene einrissen und etwas ganz Neues schaffen wollten, waren Mörike art- und wesensfremd. So schreibt er schon 1830 über Heine: "Eine kleine Probe von Heines politischem Wischiwaschi hab ich auf dem Packpapier, das Du neulich für mich gebraucht, gefunden und grossen Ekel dagegen gefasst."[16] Das laute Kampfgeschrei der geistreichen Richtung, die in jenen Tagen das Ruder in der Hand hatte und von Karl Gutzkow und Georg Herwegh geführt wurde, stiess einmal mehr den Dichter ab (vgl. S. 27). Er wollte diesen jungdeutschen Revolutionären einfach nicht glauben, die "keinen Unterschied machen wollten zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind."[17] Trotz all dieser lauten Töne räumte der Dichter seiner Zeit nicht die geringsten Zugeständnisse ein, war es darum aber auch zufrieden, wenn sie ihn ungeschoren liessen.

---

[16] Brief vom 11. Februar 1830 an Mährlen, EM, III, S. 179. Die Antipathie scheint gegenseitig gewesen zu sein! Prawer, S. 22, zitiert aus ungenannter Quelle Heine wie folgt: "Ein ganz ausgezeichneter Dichter der Schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr Mörike -- er sei erst kürzlich zu Bewusstsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir [Heine hat nie Mörike gelesen!], er besinge nicht nur Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiss sehr löblich ist."

[17] Heinrich Heine, Sämtliche Werke, 11 Bde. (Leipzig und Wien o.D.), Bd. V, "Die Romantische Schule," S. 240.



In einem Epigramm verspricht er dennoch seinem Kritiker Gutzkow:

> Recht hübsche Poesie; nein, ohne Schmeichelei!
> Aber eins vermiss' ich an ihren Sachen." --
> "Nämlich?" -- "Eine Tendenz." -- "Tendenz!" "Ei meiner Treu!" --
> "Die kriegen Sie sich ja, mein Bester!" -- "Bleibs dabei!
> Will mir gleich einen Knopf an mein Sacktuch machen!"[18]

Der Humor ist nicht zu verkennen, sowenig wie in seinem Gedicht "Meine BAnsicht" (sic) (S. 51). Uns scheint aber, dass sich gerade durch Verwendung des Humors die Distanz des Dichters zur "Welt" offenbart. Ob gutmütig oder bitter, der Humor bedeutet die Ohnmacht des Geistes einer Welt gegenüber, die Mörike in doppeltem Sinne nicht zu bewältigen vermochte: weil er nicht wollte und weil er nicht konnte! Mörike kapitulierte vor seiner "geistigen Umwelt;" seine Auseinandersetzung mit ihr geschah nur in wohlabgewogenen Dosen oder fand ganz einfach gar nicht statt!

---

[18] EM, I, S. 232.



IV. MOERIKE ALS KRITIKER, BEOBACHTER UND WAHRNEHMENDER.

Anders als bei einem Dichter wie Büchner oder Gottfried Keller, wo sich die Kritik an der Gesellschaft "mit Händen greifen lässt," müssen wir bei Mörike die Frage stellen, ob er überhaupt kritisch sei und auf welche Gebiete sich diese Kritik erstrecke.[1] Während wir seine Anlagen und seine Umwelt untersuchten, sind wir schon zu einem vorläufigen Ergebnis gekommen. Wir stellten fest: Mörike, als kranker Mann und Hypochonder, war auf ein inneres und äusseres Gleichgewicht angewiesen. Von aussen nach innen diffundierte nur, was seine Muse nicht gefährdete und was ihn weder physisch noch seelisch zu sehr erregte. Kritik aber erfordert ein Engagement und Persistenz, -- beides Eigenschaften, die Mörike von seiner Natur her fremd waren. Seine Kritik ist daher mild, immer zum Kompromiss bereit und sporadisch. Nur wenige "Grundströme" lassen sich aufzeigen und die sind wieder ganz durch seine Natur bedingt. Wir denken hier zum Beispiel an seinen lebenslangen Hass gegen alles Philiströse, Unechte und Uebertriebene. Dennoch ist Mörike nicht unkritisch; wir müssen nur den Begriff etwas weiter fassen und uns zur Aufgabe machen, herauszufinden, wo Mörike überhaupt mit seiner Zeit in Berührung kommt,

---

[1] Vgl. Einleitung.



wo er beobachtet und Vorgänge, Veränderungen usw. wahrnimmt. Diese Perzeption, -- wenn sie im Werk ihren Niederschlag findet --, ist an und für sich schon eine Kritik, indem sie selektioniert und gewisse Tatsachen oder Vorgänge für erwähnenswert hält, andere dagegen ignoriert. Ein solches Vorgehen ist genau so subjektiv wie jede Kritik und lässt Rückschlüsse auf deren "Autor" zu.

Für unsere weitere Arbeit heisst das: Wir spüren nicht nur dem Kritiker, sondern auch dem Beobachter Mörike nach. Was wir über seinen "Charakter" gesagt haben, dürfen wir dabei nicht vergessen; das erspart uns manche Frage nach dem Warum?!

a) Mörike als Richter über gut und böse

Es gibt Naturen, die mit solchem Eifer die Wahrheit suchen, dass sie aus lauter Rücksichtslosigkeit zu Schurken werden. Zu denen gehörte Mörike nicht. Ob es auf irgendeinem Gebiet, das unserem Wissen zugänglich ist, eine "Wahrheit" gibt, hat ihn nicht gekümmert, -- dazu war er zu wenig abstrakt. Mörike war mit seinem Wahrheits- und Werturteil besonders in ethischen Dingen eher skeptisch und sparsam. Wir wissen nicht -- obwohl Mörike Kant gelesen haben muss -- ob er an die Richtigkeit eines Moralgesetzes a priori geglaubt hat.[2] Seine Maxime war viel eher, die Menschen in einer Gemeinschaft mit all ihren

---

[2]Mörike und Kant: vgl. EM, III, S. 80 und 834.



persönlichen Anlagen und Eigenheiten untereinander agieren zu lassen und nachher, a posteriori!, zu entscheiden, was gut oder böse in ihrem Handeln war. (Maler Nolten!) Streng unterschied er aber die Absicht, aus der eine Handlung hervorgeht, und ihre Wirkung in der Wirklichkeit. Oft kann die Wirklichkeit den Sinn einer Tat verstellen. Ein und dasselbe Wort kann vernichten oder aufrichten, je nach der Verfassung des Gemütes, für das es gemeint war. Taten können, ehe sie sich ausgewirkt haben, sonderbare Umwege machen. In der Wirklichkeit wirkt immer alles auf alles, die Zahl der wirkenden Faktoren ist unbestimmbar und darum sind auch die Folgen unseres Handelns gänzlich irrational. Obwohl Mörike erkannte, dass es keine Generalregel des rechten Handelns geben kann, war er doch nichts weniger als ein ethischer Relativist, der sich selber weismachen wollte, man könne unbeschadet die geltenden Begriffe von gut und böse vertauschen. In ihm selbst war nämlich das Gewissen fast wie ein sechster Sinn ausgebildet, und der Drang, gut zu sein, beherrschte ihn ganz. Dafür ist sein Werk und sind besonders seine Briefe Zeugnis genug. Sicher hat seine Mutter hierfür den Keim gelegt, -- so schliessen wir aus dem, was er selbst über sie schrieb: "Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche, sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus."[3]

Mörike selbst war es schlechterdings unmöglich, jemandem Böses oder Leid zuzufügen und so hat er auch ausser der Nebenfigur

---

[3]"Zu meiner Investitur als Pfarrer in Cleversulzbach," EM, II, S. 769.



des Leutnants in der "Lucie Gelmeroth" keinen vorsätzlichen Bösewicht gezeichnet. Seinen Charakteren, besonders im _Maler Nolten_, geht es gerade umgekehrt wie dem Mephisto im _Faust_: sie wollen stets das Gute und schaffen das Böse. So will Larkens durch seine fingierten Briefe das Schicksal der Agnes günstig beeinflussen und verursacht stattdessen ihren Untergang. Wispel glaubt seinem Herrn eine Freudenbotschaft zu überbringen mit der Nachricht, dass er den Schauspieler in der Kapuzinerkneipe gesehen habe und gibt doch damit den letzten Anstoss zu dessen Tod.[4] Nolten hält es für seine sittliche Pflicht, der Agnes nachträglich den kleinen Betrug zu gestehen und stürzt sie damit endgültig ins Dunkel des Wahnsinns und den schliesslichen Tod.

Mörike gibt uns keine Antwort auf die Frage, woher das Böse kommt. Wir wissen nur, dass für ihn Leiden nicht Strafe bedeutet, wenigstens nicht für eine bestimmte Tat. Der Dichter ergreift daher auch nie Partei für seine Charaktere und es gibt keine Helden, die über das Böse triumphieren. Mörike ist also auch hier in gewissem Sinne unkritisch; er überlässt die Entscheidung dem Leser, der aus Ratlosigkeit gerne bereit ist, eine höhere Schicksalsmacht als Ursache des Bösen zu postulieren.

In der "Lucie Gelmeroth" sehen wir eine leichte Wandlung, indem der Dichter zu erkennen scheint, dass der in sich abgeschlossene

---

[4] _EM_, II, S. 299.

[5] Vgl. Benno von Wiese, S. 175.



Einzelmensch gar nicht beurteilen kann, was gut und was schlecht ist. So will Lucie den Gipfel des Guten, sie will unschuldig den Tod leiden und, indem sie ausdrücklich die Sünde des Selbstmordes erkennt, steht sie im Begriff, aus überspannter und eitler Gewissenhaftigkeit die Gesellschaft durch falsche Angaben zu einem Justizmord zu zwingen. Hier überschreitet das Gutseinwollen die höchste Grenze; dieses Uebermass von Gewissen ist für uns nur noch paradox.

Unkritisch und ganz nur auf den Effekt ausgerichtet finden wir den Dichter noch öfters in Fragen der "Gerechtigkeit". Der lustige Räuberhauptmann im Maler Nolten zum Beispiel erledigt alle Rechtsfragen aus dem Handgelenk: "Aber beim Himmel, die pedantische Göttin der Gerechtigkeit selbst musste mit wohlgefälligem Lächeln zusehen, wie das verrufenste Gewerbe unter dieses Volkers Händen einen Schein von Liebenswürdigkeit gewann. Der Prasser, der übermütige Edelmann und ehrlose Vasallen waren nicht sicher vor dem Helden und seiner verwegenen Bande, aber dem Bauern füllte er Küchen und Ställe."[6]

Mörike schien der Justitia überhaupt zu misstrauen und was er Lucie Gelmeroth sprechen lässt, ist wohl seine persönliche Meinung: "'Nicht wahr?' rief sie, 'von solchen Dingen weiss euer Gesetzbuch nichts? Mit Strassenräubern habt ihr, mit Mördern und Dieben allein es zu tun! Der Bettler, der für Hungersterben sich an dem Eigentum

---

[6]EM, II, S. 270.



des reichen Nachbars vergreift -- o freilich ja, der ist euch verfallen:' . . . ."[7] Auch im Maler Nolten hat Justitia ihre Augen von der Binde entblösst und der Inquirent, die "dürre, hölzerne, sechsellige Kanzleisandbüchse leugnet das liebe Sonnenlicht am hellen Tage, je nachdem er einen Wink von oben her bekommt."[8]

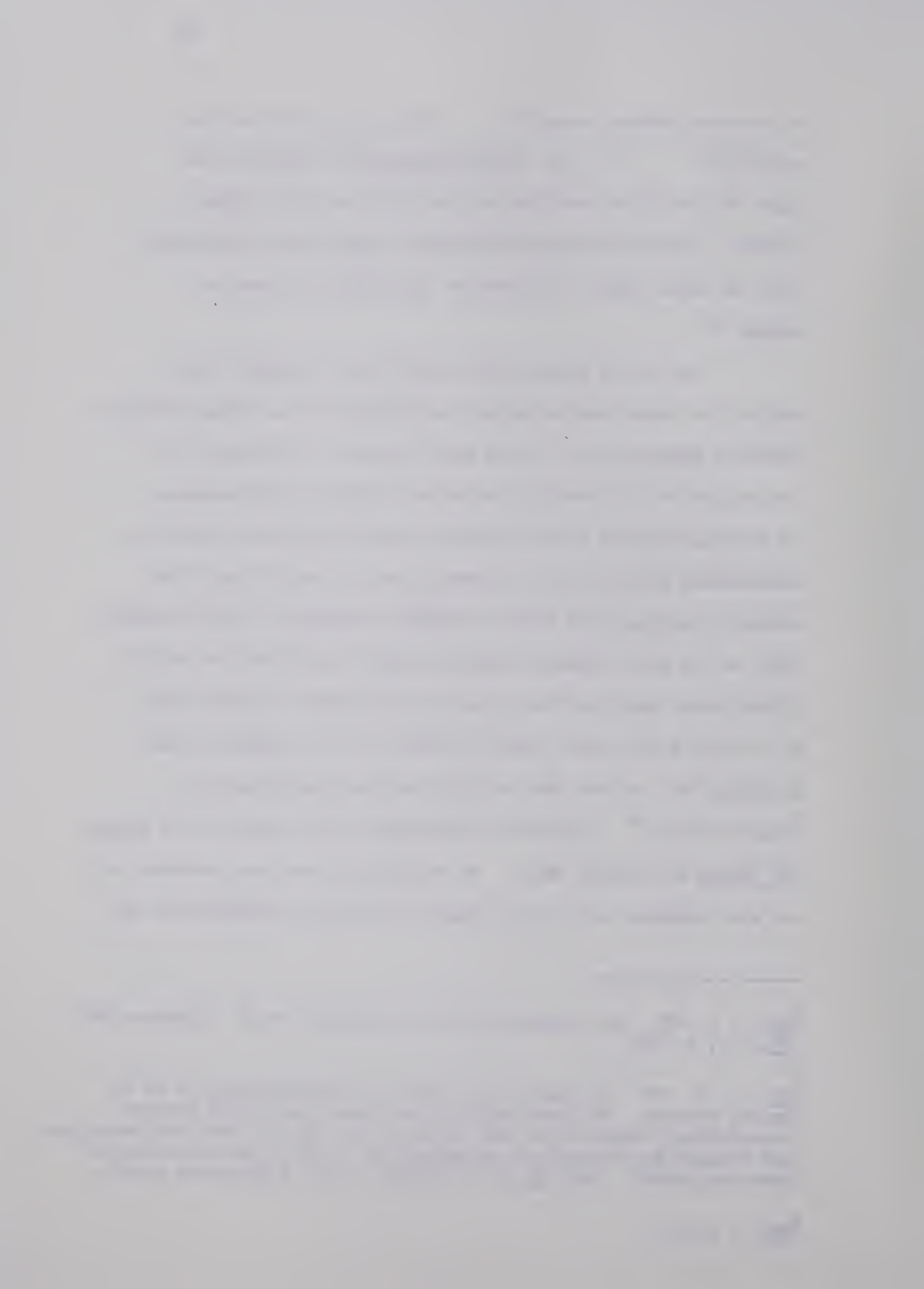
Was in der menschlichen Gesellschaft offenbar nicht möglich ist, eine vorurteilsfreie Gerechtigkeit, das bringen Mörikes neckische Dämonenwesen in ihrem Reich zustande. Hutzelmann ist zum Beispiel so ein launiger, gerechter Richter im Verborgenen. Wie grausig bestraft er den Schuster Kiderelen, der der Vrone die Glücksschuhe stehlen wollte, indem er ihm all seine Stiefel und Leisten in scheussliche Ratten und Mäuse verwandelt, und wie anmutig lässt er ihn seine Dummheit merken, indem er ihn statt des Schiesspulvers eine tadellose "Fett-Glanz-Stiefelwichse" erfinden lässt. Es ist eine milde Rache, denn die Wichse ist so vorzüglich, dass der Bläse "ein reicher Mann wird mit solcher Handelschaft in wenigen Jahren."[9] Die gleiche koboldische Rolle spielt in der Bodensee Idylle der Fischer Märte. Er weiss ganz genau, was rechtens und was eine Gaunerei ist. Und so masst er sich das Richteramt an und

---

[7] EM, I, S. 687. Vgl. auch den Brief an Hartlaub vom 8. September 1841, EM, III, S. 518.

[8] EM, II, S. 537. Es handelt sich hierbei interessanterweise um die zweite Fassung. Im "Urnolten" ist noch kaum eine solche Sprache feststellbar, obwohl sich auch da schon beim Bericht über die Verhaftung der Freunde das persönliche Engagement des Dichters im Sprachductus bemerkbar macht. Vgl. EM, II, S. 152ff., sowie S.33 dieser Arbeit.

[9] EM, I, S. 817.



rächt die Tat der gewinnsüchtigen Gertrud. Hierfür ist jedes Mittel recht und so spricht er denn auch zu den Burschen, die die Pferde unbemerkt ins Dorf zurückführen sollen: "Braucht Vorsicht mir im Dorf! Doch betrifft euch einer, so lügt ihr, was ihr vermögt."[10] Auch die listigen Schneider, die ihren Glockendiebstahl mit so viel Worten zu rechfertigen suchen, werden schliesslich vom Fischer überführt. Aber kein hochnotpeinliches Gericht ergeht über die Sünder; Entdeckung und Blamage, dazu ein Fass "Bärnauer" sind Strafe genug![11]

Hier wird kein grosser Apparat strafender Mächte aufgeboten, sondern es findet der Bösewicht seinen Rächer, der freilich manchmal noch eher unter die Dämonen als unter die Menschen gehört. Die Strafe erscheint immer als wohlverdient und angepasst an Art und Grösse des Verbrechens. Wenn noch im Nolten kein Mensch weiss, warum das Schicksal so übel mit ihm verfährt, so wissen gewiss die Schneider in der Idylle ganz genau, dass sie abgefeimte Lumpenkerle sind, die froh sein müssen, mit so gelinder Strafe davonzukommen.

Aus den erwähnten Beispielen können wir ersehen, dass Mörike seine Feder nie als moralischer Sittenwächter und Richter missbrauchte. Mit dem Schneider in der Idylle oder dem Schuster Kiderlen im Stuttgarter Hutzelmännlein will er kein Exempel statuieren. Vielmehr braucht er diese Figuren oft einfach zur Motivation der Handlung und er hat selbst seine Freude an ihnen, sind sie doch ganz Ausgeburten seiner Phantasie!

---

[10]EM, I, S. 604.

[11]EM, I, S. 613.



b) Mörike und die "Sehrmänner"

> Von Widerwarten eine Sorte kennen wir
> Genau und haben ärgerlich sie oft belacht,
> Ja einen eignen Namen ihr erschufest du,
> Und heute noch beneid' ich dir den kühnen Fund.[1]

Dieser Name heisst "Sehrmann:"

> Nun dieser Liebenswerte, dächt' ich, ist doch schon
> Beinahe, was mein Longus einen Sehrmann nennt,
> Und auch die Dame war in hohem
> Grade sehr.[2]

Und er präsentiert sich etwa so:

> Schnurrbartbewusstsein trug und hob den ganzen Mann
> Und glattgespannter Hosen Sicherheitsgefühl,
> Kurz, von dem Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn
> Belebt' ihn vollendete Persönlichkeit.
> Sie aber lachte pünktlich jedem dürf'gen Scherz.
> Der treue Pudel, an des Herren Knie gelockt,
> Wird, ihr zum Spasse, schmerzlich in das Ohr gekneipt,
> Bis er im hohen Fistelton gehorsam heult,
> Zu Nachahmung ich weiss nicht welcher Sängerin.[3]

Wir haben schon bei der Herausstellung von Mörikes Wesensart gesehen, wie sehr philiströse Ueberheblichkeit und Selbstgerechtigkeit seinen Unwillen erregten, (vgl. S.27), da sie dem schlichten Sinn unseres Dichters einfach nicht entsprachen. Mit dem Elativ "sehr" in "Sehrmann" geisselt er die Menschen, die mit ihrem pharisäischen Ernst alles und jedes ins "sehr" übertreiben. Wir glauben fast so etwas wie einen "heiligen Zorn" zu spüren, wenn wir Mörike weiter zu diesem

---

[1] Aus: "An Longus," EM, I, 174.

[2] a.a.O.

[3] a.a.O.



Thema hören:

> Denn wären sie nur lächerlich! sie sind zumeist
> Verrucht, abscheulich, wenn du sie beim Licht besiehst.
> Kein Mensch beleidigt wie der Sehrmann und verletzt
> Empfindlicher; wärs auch nur durch die Art, wie er
> Dich im Gespräch am Rockknopf fasst. Du schnöde Brut!
> Wo einer auftritt, jedes Edle ist sogleich
> Gelähmt, vernichtet neben ihnen, nichts behält
> Den eignen, unbedingten Wert. Geht dir einmal
> Der Mund in seiner Gegenwart begeistert auf,
> Um was es sei -- der Mann besitzt ein bleiernes,
> Grausames Schweigen! völlig bringt dichs auf den Hund.
> -- Was heisst gottlos, wenn es dies Geschlecht nicht ist?
> Und nicht im Schlaf auch fiel es ihnen ein, dass sie
> Mit Haut und Haar des Teufels sind. Ich scherze nicht.[4]

Solch satirisch-kritische Ausfälle bilden durchaus keine Ausnahme. Häufigkeit und Heftigkeit lassen uns vermuten, dass er in diesen "Sehrmännern" Leute zu erkennen glaubte, die durch Intoleranz, Ignoranz und die Vordergründigkeit all ihrer Aeusserungen und ihres Tuns seine Poesie gefährdeten. Diese "Fratzen der Gesellschaft," wie er sie einmal nannte, verkörperten für des Dichters mimosenhafte Künstlerseele den alles Schöne und Edle zerstörenden, ja barbarischen Menschtyp.[5] Mörike war zum Beispiel einer ehrlichen Kritik durchaus zugänglich; wollte aber ein "Sehrmann" seine Poesie angreifen, so erging es ihm (symbolisch) wie dem Rezensenten in dem Gedicht "Abschied": Er erleidet eine ganze Abfuhr, indem er mit einem Tritt die Treppe hinunter befördert wird.

---

[4] a.a.O.

[5] im Gedicht: "Am Walde," EM, I, S. 130.



Zu den "Sehrmännern" gehören auch die Philister und die wiederum kennzeichnet eine typische Geldsucht. Satirische Ausfälle im "Spillner" und in der "Umworbenen Musa" richten sich gegen sie. So wird in der Person des Fruchthändlers die maskierte Habgier der Stuttgarter Geldphilister an den Pranger gestellt.[6] Der kleinstädtische Spiessbürger mit seiner materialistischen Lebenseinstellung findet seine Vertreter in Gestalten wie dem Hutmacher Hütle ("Spillner") oder dem Herrn vom Hause ("Die umworbene Musa"). Andere Philister sind weniger geldgierig, dafür pedantisch oder pharisäisch, -- beides Eigenschaften, die Mörikes grosszügiger und weitherziger Natur fremd waren und so zur Zielscheibe seiner Kritik werden mussten. Vikare, Beamte und Schulgelehrte gehören in diese Kategorie:

Schul Schmäcklein

Ei ja! es ist ein vortrefflicher Mann,
Wir lassen ihn billig ungerupft;
Aber seinen Versen merkt man an,
Dass der Verfasser lateinisch kann
Und schnupft.[7]

Maync berichtet über den mannigfachen Verdruss, den der Dichter (Pfarrer) mit seinen oft wechselnden Vikaren hatte, unter denen sich, nach dem Gedicht: "Auf einen Cleversulzbacher Pfarrvikar" zu schliessen, offenbar auch solche "Sehrmänner" befanden:[8]

---

[6]"Die umworbene Musa," EM, I, S. 672ff. "Spillner," EM, I, S. 664ff.

[7]EM, I, S. 215.

[8]EM, I, S. 305. Vgl. auch S. 28



"Der eine zeigte trotz seiner Jugend etwas Salbungsvolles und Zelotisches, wie es der Dichter gar nicht vertragen konnte; ein anderer wollte ihn gar selbst bekehren, ein dritter spielte auf der Kanzel den eleganten, wohlredenden 'Sehrmann', so dass Mörike seinem Unmut in wenig schmeichelhaften, aber ergötzlichen Versimprovisationen und Zeichnungen Luft machte:"[9]

> O hättest du den jungen Geistlichen gesehn,
> . . . .
>
> Die Predigt roch mir seltsamlich nach Leier und Schwert,
> Er kam nicht weg vom schönen Tod fürs Vaterland;
> Ein paarmal gar riskiert' er, liberal zu sein,
> Höchst liberal, -- nun, halsgefährlich macht' er's nicht,
> Doch wurden ihm die Ohren sichtlich warm dabei.
> Zuletzt, herabgestiegen von der Kanzel, rauscht
> Er strahlend, Kopf und Schultern wiegend, rasch vorbei
> Dem duftgen Reihen tief bewegter Jungfräulein,
> Und richtig macht er ihnen ein Sehrkompliment.[10]

In der "Neutheologischen Kanzelberedsamkeit" heisst es:

> . . . Ja, undersucht nur seine Kanzel recht:
> Sie hat einen doppelten Boden![11]

Und die Mahnung "An einen Prediger" lautet:

> Lieber! ganz im Vertrauen gesagt:
> Er buhlt mit dem Ehrgeiz
> Deine Andacht: du trägst Hörnlein
> und Satanas lacht.[12]

Für Pfarrkränze, bei denen es oft sehr philiströs zugegangen sein muss, und bei denen "etwas Käs, Wein, Kaffee und Steudel" (damit

---

[9] Maync, S. 191. Vgl. auch Koschlig, S. 82-87.

[10] "An Longus," EM, I, S. 175.

[11] EM, I, S. 240.

[12] a.a.O.

ist die Steudelsche Dogmatik gemeint) serviert wurde, hatte Mörike nur Hohn und Spott übrig, vor allem, wenn Eindrücke aus dem pfarrlichen Familienleben hinzukamen:

> "Nun, an welchem Paragraphen
> Sind wir neulich eingeschlafen? -
> Horch! was scholl?
> Donnert's wohl?"
> "Fritz sitzt auf dem Hafen."[13]

---

[13] Aus: "Die sechs oder sieben Weisen im Unterland," EM, I, S. 303. Vgl. auch Adolf Schahl, Lauter Kleinigkeiten zwar . . . (Stuttgart, 1962), S. 70.



c) Politische Satire und Kritik

Mörike als aufmerksamer Beobachter in den Jahren der gewaltigen Umbildung politischer Gesellschaftsformen ist uns schon bekannt. Wir wissen auch, dass er in dem Kampf demokratisch-liberaler gegen absolutistische Tendenzen sich ganz auf die Seite der "Freiheit" geschlagen hat, wennschon ihn seine ausgeprägte Dichteranlage davon zurückhielt, in seinen Werken eindeutig Stellung zu nehmen. Dennoch konnte er es sich nicht versagen, politischer Phrasenmacherei und Grossmannssucht gelegentlich einen Hieb zu versetzen. Als geschworener Feind aller "Sehrmänner" spürte er auch hier sofort die Renommisten heraus. So stand er besonders den politisch sich betätigenden Burschenschaften der Zeit mit deutlicher Abneigung gegenüber. Das bunte Bänder- und Mützenwesen, die Deutschtümelei, die sich nach aussen in altdeutscher Kleider- und Haartracht bekundete, erschien ihm kindisch und abgeschmackt.[1] Er erblickte in den Schlagworten der Burschenschafter nur leere Phrasendrescherei.[2] So spricht er in einem Brief an Waiblinger von "eisenfresserischen" Studiosi "mit ihrem kindischen Geschrei oder vermeintlichem Enthusiasmus, wie er sich besonders in Stunden des Weins bei manchem Lümmel, der nicht weiss, was er will, in Lobeserhebungen Sands zu äussern pflegt, mir das Gute und Wahre, das ich an dergleichen Dingen

---

[1]Vgl. Martin Greiner, Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie (Göttingen, 1953), S. 220.

[2]Vgl. Fischer, S. 40.



fand, verkümmerte, so dass mir nicht selten ein eigener Widerwille aufsteigt, wenn ich von Sand rühmlich sprechen höre."[3] An Mährlen schreibt er im Hinblick auf die französische Julirevolution: "Was jetzt dergleichen in Deutschland geschehen könnte, perhorresziere ich im voraus als Eitelkeit -- und wenn ich hierin zu weit gehe, so hat's das schwarz-rot-goldene Band verschuldet, das denn aber doch meinen Patriotismus nicht ganz und gar strangulieren konnte."[4] Auswüchse der Burschenschaften hat Mörike auch an einer Stelle des Maler Nolten verspottet. Da solche Ausfälle in seiner Prosa eher Seltenheitswert besitzen, sei hier der ganze Passus wiedergegeben: "'Ein Stückchen ist aber doch wohl allen entgangen. Ein Riese in altdeutscher Tracht, ohne Zweifel einen Studenten vorstellend, geht mit langen Sporen und der Tabakspfeife schwerfällig auf und ab; endlich, da er in einer Ecke stehenbleibt, eilt ein winziges Kerlchen herbei, ein kleiner Schornsteinfeger in einer Art von Hanswursttracht, schwarz und weiss gewürfelten Beinkleidern und Wämschen, bindet den Riesen, legt das schwarze Leiterchen an den breiten Rücken des Mannes an, klettert flink mit Scharreisen und Besen hinauf, hebt ihm vorsichtig den Scheitel wie einen Deckel ab und fängt nach allerlei bedenklichen Grimassen an, den Kopf recht wacker auszufegen, indem er einen ganzen Plunder symbolischer Ingredienzien herauszieht, zum Beispiel einen

---

[3]Brief vom März 1822, EM, III, S. 18. Ueber den Burschenschaftler Karl Sand, den Mörder August von Kotzebues (1761-1819) vgl. Greiner, a.a.O.

[4]Brief vom 27. September 1830, EM, III, S. 228.



täuschend nachgemachten Wurm von erstaunlicher Länge, ein seltsam gezeichnetes Kärtchen von Deutschland, eine ganz und dann mehrere zerbrochene Kronen, kleine Dolche, Biergläser, Bänder und dergleichen. Dagegen wurden andere Sächelchen hineingelegt, worunter man ein griechisches ABC=Buch zu erkennen glaubte; der Kopf wurde geschlossen, dann bekam der ganze Mann ein wenig Streiche, und nach einer Weile kroch ein ganz vergnügtes, bescheidenes, rundes Pfäfflein aus der prahlerischen Hülle hervor.'

Die Freunde lachten im stillen über die echt Larkenssche Lüge (die eigentlich nur ein versteckter Hieb auf den Uebermut burschikoser Studenten überhaupt war, deren einer vorhin im Saale sich durch Streitsucht prostituiert hatte, und . . .)."[5] Mörike hat es offenbar für nötig befunden, in einer Art post scriptum noch ganz deutlich auszusprechen, wer und was mit seiner Satire gemeint war!

Das Dramolett "Die umworbene Musa" scheint uns in der Hauptsache ebenfalls eine Satire gegen die Burschenschaften.[6] Die Fakultäten treten als Kinder auf, die Steckenpferde reiten und mit Sand spielen:

---

[5]EM, II, S. 28.

[6]Vgl. Fischer, S. 41. Werner von Nordheim, "Mörikes dramatische Jugendwerke 'Spillner' und 'Die umworbene Musa' -- eine Einheit," Euphorion, 48 (1954), S. 90ff., versucht nachzuweisen, dass die Satire gegen die damalige Burschenschaft keineswegs -- wie Fischer behauptet -- im Mittelpunkt steht: "Dies und anderes spielt zwar auch herein, aber keinesfalls ist es das Zentrum des Stückes, ..."

"So haben wir noch Sächlein allerhand,
Wir turnen, oder spielen auch mit - Sand."[7]

Sie gebärden sich wie Erwachsene, sitzen mit Vorliebe am Biertisch zusammen (wo es selten ohne Ehrenhändel abgeht) und fühlen sich als künftige Vaterlandsbefreier. Denn alles geschieht "von wegen Deutschlands Freiheit."

MUSA: "Wie meint Ihr das?"
ZWEITER: "Wir meinens - eben - gut."
MUSA: "Wie macht Ihrs aber?"
ZWEITER (besinnt sich): "Ach, wir machens - machens eben - wie machen wir's denn, Fritz?"
ERSTER: "Das Näh're wird sich geben,
Denn was geht übers Vaterland,
Was über Völkerrecht und Treue!
Kommt, Männer, Brüder, Eure Hand!"
DRITTER: "Wir gehen einmal in den Krieg,
Und - Säbel - Pulver - Freiheit - Sieg!"[8]

Mörike nimmt in dem neunseitigen Werklein ausser der Burschenschaft auch noch die Kurzsichtigkeit und kleinliche Bevormundungssucht staatlicher Autoritäten aufs Korn. (Uebrigens auch im "Spillner"). Den gleichen autoritären Staat, der sich in Demagogenverfolgungen übte und den Bürgern "Sand in die Augen streute" und schliesslich doch nichts dadurch erreichte, verurteilte der Dichter auch noch in einem derbsatirischen, dramatischen Gedicht: "Bei Gelegenheit eines Kinderspielzeugs, vorstellend: Hanswurst an der Sandmühle."

7, 8 EM, I, S. 675.



HANSWURST

Schauen's gefälligst, meine Lieben
Ein hübsch Geschäft wird hier betrieben.
Geht wohl einem Müller im ganzen Land
Sein Metier so lustig aus der Hand?
Zwar das bekenn' ich frank und frei,
Besonderer Segen ist nicht dabei;
Sand giesst man ein, Sand kommt heraus,
Man dächte fast, hier wär' ein Narr zu Haus.
Sobald ich übrigens insoweit fertig bin,
Hab' ich etwas wirklich Gemeinnütziges im Sinn.

EIN BUERGER

Was denn, Hans?

HANSWURST

Ein neues Augenpulver.

ZWEITER BUERGER

Aus Streusand, Kerl? o weh!

ERSTER BUERGER

Ich versteh', Spitzbub'! Schlagt ihm den Schädel ein!

HANSWURST

Ihr Herrn, da muss ein Irrtum sein.

BEIDE BUERGER

Hundsfott! dich hat die Regierung im Sold! usw.[9]

---

[9] EM, I, S. 229-231. Vgl. auch den Brief an Friedrich Kauffmann vom Oktober 1828, EM, III, S. 124.



d) Gegen Frömmlertum

Alle Kritik Mörikes an Verkehrtheiten auf religiösem Gebiet entspringt wiederum seiner Abscheu vor dem Unechten und Uebertriebenen, und dies besonders, wenn sich ein Einschlag ins Fanatische feststellen lässt. So steht er dem in Württemberg weitverbreiteten pietistischen Frömmlertum mit deutlicher Abneigung gegenüber, obschon er selbst in pietistischem Geist erzogen worden war. (Vgl. S. 9 .) Besonders zuwider war ihm das "Stündlerwesen" und der zur Schau gestellte und das öffentliche Leben beherrschende Puritanismus.[1] Mörikes gesunder und im Grunde eher weltoffener und -froher Sinn lehnte Kopfhängerei über ein bevorstehendes Weltende, sowie schroffe Verdammung der Sinnlichkeit ab.[2] So wird zum Beispiel in einem sarkastischen Gedicht (wieder

---

[1]Die "Stündler:" Pietisten, die sich, auch heute noch, täglich für eine Stunde versammeln. Obwohl mit der evangelischen Landeskirche verbunden, haben ihre Praktiken einen okkultistischen Einschlag und stempeln sie zu eigentlichen Sektierern. Ihre Publikationen sind die berühmten "Traktätchen." Vgl. auch "Bruchstücke eines Romans," EM I, S. 925.

[2]Mörike erweist sich in manchen Gedichten, besonders aus seiner Tübinger- und Vikariatszeit, als durchaus "sinnlicher" Poet. Zum Beweis seien genannt: "Lied eines Mädchens," EM, I, S. 16, "Begegnung," EM, I, S. 29, "Jung Volkers Lied," EM, I, S. 58, "Nimmersatte Liebe," EM, I, S. 58, "Maschinka," EM, I, S. 88 und "Versuchung," EM, I, S. 88. In scheinbarem Widerspruch dazu steht, was uns Fischer (S. 223) und Maync (S. 390) über den sterbenden Dichter berichten, der nach letzter Durchsicht seiner Gedichte zu seiner Schwester Klara gesagt haben soll: "Gottlob, es ist nichts Unreines darin." Wir glauben aber gerade darin eine Bestätigung seiner Liberalität zu sehen, konnte er doch ganz zu seinem Werk stehen, da es frei aller falschen Sinnlichkeit war. Vgl. hierzu auch Storz, S. 301.



dem Liebmund Maria Wispel in den Mund gelegt) den Pietisten ein geistiges Getränk empfohlen, das, durch Eintauchen einer Bibel in Branntwein erzeugt, auch dem Frommen vor seinem Gewissen erlaubt sei!:

> --
> Man nimmt ein altes Evangilen-Buch, (sic)
> Um es in lauem Branntwein einzuwaichen,
> Bringt's unter die Kompress', um es dann durch ein Tuch
> Bis auf den letzten Tropfen auszulaichnen:
> So hast du einen Extrait d'Evangile,
> Der mit Bedacht goutiert sein will,
> Du hast -- ein Tröpfchen unter deinen Wein --
> Ein wonne-schmerzlich Reu- und Buss-Tränklein![3]

In dem Epigramm "An einen Prediger" nimmt Mörike den Ur-Pharisäer auf's Korn: Nicht nur, dass dieser die Andacht übertreibt, -- seinem ganzen Getue liegen selbstsüchtige Motive zugrunde und er ist somit ein Schausteller übelster Sorte.

Die milde, friedliebende Natur des Dichters suchte nach Möglichkeit allen Religionen gerecht zu werden. Unduldsamkeit auf religiösem Gebiet war ihm ein Dorn im Auge.[4] So geisselte er in einem Gelegenheitsgedicht einen fanatischen Priester, der aufbegehrte, weil Mörike -- in Gedanken versunken -- einen Trauerzug zu grüssen vergass:

---

[3]"Sarkasme wider den Pietism," EM, II, S. 751. Vgl. auch: "Das Stuttgarter Hutzelmännlein," EM, I, S. 807.

[4]Vgl. auch im Maler Nolten die Szene nach Larkens' Tod, EM, II, S. 309ff. und das Begräbnis Noltens und Agnesens, EM, II, S. 384.



Armseligster Repräsentant
Der stockkatholischen Priesterwürde,
Sieh da! es kommt ein Wolf gerannt
In deiner toten Schäflein Hürde.

Auf schwing dein Fähnlein! Schwere Not!
Wirf deinen Bannstrahl! sei kein Hase!-
Weh! des Vollstreckers rote Nase,
Sie schnaubt mich an: schon bin ich tot!

Doch halt! so schlimm ist's nicht. Behend'
Versöhn' ich dich, o hitzig Pfäffchen:
Ich mache dir und deinen Aeffchen
Hiemit zum zweitenmal -- mein Kompliment.[5]

Auch in den zwei "Katholischer Gottesdienst" überschriebenen Versen richtet sich die Kritik keineswegs gegen den Katholizismus an sich, sondern vielmehr nur gegen übertriebene Praktiken und deren fanatische Vollzieher.[6]

---

[5]"Auf einen fanatischen Priester," EM, I, S. 305.

[6]EM, I, S. 305.



e) Gegen Rationalismus und falsche Wissenschaftlichkeit

"Man muss in diesem wissenschaftlichen Zeitalter vor allen Dingen einige Sachen, die sich von selbst verstehen, dadurch neu und interessant machen, dass man sie von einer ganz entlegenen Seite her einfädelt und überhaupt etwas verdüstert und verdunkelt, diffizil macht usw. Denn man kann ein Huhn braten, sieden, frikassieren, sulzen, verschiedentlich versaucen, spicken, bebändern, dass es ein Wunder ist und fast kein Huhn mehr."[1]

Obwohl Mörike ein Insekt zum Beispiel auf's genaueste zu beschreiben wusste, hat er doch die zu seiner Zeit neu erblühende Naturwissenschaft, die mit "Bienenfleiss" das Vorhandene nach Staubfäden zählte und nach Knochen kategorisierte, belächelt und als Scharlatanerie zu entlarven versucht (siehe oben). Ihm schien, dass viele dieser Gelehrten von ihrem Wissen doch etwas zu viel Geschrei machten. Ganz im Sinne eines Linné teilte er einmal seine Menagerie in folgende Tierklassen ein:

> I. stinkende und zugleich singende,
> II. rein singende,
> III. rein stinkende,
> IV. solche, die weder stinken noch singen, unter welche letztere der Joli und die Katze zu kommen sich schmeicheln.[2]

Gelehrte Leute treten auch im Werk entweder als absonderliche Grillenfänger oder dann als zweifelhafte Schwadroneure auf. Zu letzteren

---

[1] "Spillner," EM, I, S. 670.

[2] In dem Brief vom 13. Oktober 1840 an Hartlaub, EM, III, S. 494.



gehört zum Beispiel der Müller im Maler Nolten, ein Pietist, der seine Tage mit dem Studium der heiligen Schrift im Urtext vertrödelt, um den Ausbruch des tausendjährigen Reiches zu berechnen.[3] Auch der "Sichere Mann," der es mit dem Studieren immer sehr ernst meint, bringt es nicht weit in den Wissenschaften.[4] Es ist allerdings bis heute eine unentschiedene Streitfrage, ob Mörike durch ihn die tiefgründigen Forschungen der Schellingianer verspotten wollte. Da der "Sichere Mann" auch als Suckelborst auftritt, liegt die Vermutung einer satirischen Entsprechung zu Schellings "Widerporst" nahe.[5]

Mörikes Aber richtet sich auch gegen jene Rationalisten, die glaubten, alles in ihren Verstand hineinpacken zu können. Einen solchen verulkt er in dem dattelkerngrossen Feldmesser im "Schatz," der trotz seines patzigen Auftretens und seiner geographischen Kenntnisse beinahe in den auf der Wandkarte gezeichneten Rheinstrom fällt.[6] Noch ärger bestraft wird der Schulmeister in den "Regenbrüdern." Dieser Prototyp des Nur-Rationalisten wird von den Regenbrüdern samt seinem Schirm und Hut den Winden anvertraut und kann nur mit Mühe -- und bekehrt! -- von seinem Segelflug gerettet und dem Erdboden zurückgegeben werden.[7] Sein "Verbrechen" ist evident:

---

[3] EM, II, S. 218.

[4] "Märchen vom Sichern Mann", EM, I, S. 74.

[5] Vgl. Storz, S. 209.

[6] "Der Schatz," EM, I, S. 730.

[7] "Die Regenbrüder," EM, I, S. 644.



wie jeder Rationalist gefährdet er die Poesie, -- im konkreten Fall unseres Dramolettes, das Märchen:

> SCHULMEISTER: "Das einfältige, abgeschmackte Märchen! da hätten wir's wieder. Kaum hab' ich es den Jungen ausgetrieben, gleich, wie das Wetter umschlägt, fangen die Alten von vorne damit an. Man möchte aus der Haut fahren! Das miserable, hirnverrückte Zeug -"

und weiter wettert er im Brustton der Ueberzeugung:

> "Ihr Blinden, o ihr Tauben!
> Ihr liegt im Aberglauben!
> O du heilige Vernunft,
> Wie lang währt deine Wiederkunft!"

Worauf DIE ANDERN ihm Bescheid sagen:

> "Hört doch den eiteln Tropfen.
> Nur her! man muss ihm klopfen.
> Der stolze Schulmeister
> Glaubt an keine Geister,
> Er glaubt an keine Teufel,
> Er glaubt an keinen Gott,
> Es ist ihm alles Trug und Spott."[8]

Aber der blasierteste Schwätzer und Wichtibus auf wissenschaftlichem Gebiet ist doch der von Mörike frei erfundene Liebmund Maria Wispel, jenes Subjekt, das "mit einem Ehrgeiz, sich à tout prix wichtig zu machen, zu präsentieren, wie mit einer Krankheit bestraft war," wie es vom ihm im Nolten heisst.[9] Diese Figur nennt sich als Gelehrter Sichéré, oder auch einfach Professor, und schwatzt --

---

[8] EM, I, S. 623-624.

[9] EM, II, S. 82.



ein entlaufener Barbiergeselle -- mit Vorliebe über Dinge, von denen er überhaupt nichts versteht, und dies obendrein noch in einer grässlich affektierten, mit französischen Brocken und Malapropismen durchsetzten Sprache. Er gleicht in manchen Zügen dem närrischen Peter Schönfeld in E.T.A. Hoffmanns "Elexieren des Teufels." Auch er ist Barbier von Beruf -- der Barbier spielt ja in der Literatur aller Zeiten seine oft tragi-komische Rolle! --; auch er wirkt lächerlich durch groteske Eigentümlichkeiten der äusseren Erscheinung und des Betragens.[10] Eine "spindeldürre Schneiderfigur," ein Gesicht "wie Seife," triefende Augen, rötliches, stets toupiertes und mit "allerlei gemeinem Fette beträufeltes" Haar sind charakteristische Merkmale seines Aeussern.[11] Wispel repräsentiert den Typus des plattesten Aufklärertums, geht dauernd mit grossartigen Plänen schwanger und hat doch keine eigenen Leistungen aufzuweisen. Auf der Sageninsel Orplid will er sogleich eine gelehrte Gesellschaft gründen.

---

[10] Es wäre zu untersuchen, in wie weit der romantische und mörikesche Barbier eine Verspottung des rationalistischen, alles wissenden und alles könnenden revolutionären "Figaro" darstellt.

[11] Vgl. <u>Nolten</u>, <u>EM</u>, II, S. 15 und 110-115.



"So etwas wie die Académie française."[12] Sein Kopf ist voll von Vorreden zu gelehrten Werken. "Die Prolegomenen sind die Hauptsache, vielleicht geb' ich sie auch einzeln heraus."[13] Gegen Linné projektiert er ein gewaltiges Pamphlet. "Du kennst diesen Naturalisten, diesen Schwärmer. Sein System ist sinnlos. Es gibt nichts Kapriziöseres als seine Einteilung der Pflanzen- und Bestialwelt. Man kann ihn einen trockenen Verstandes-Schwärmer nennen, einen Sophisten. Ich habe 302 Sophimata (sic) bei sei'm System aufgezählt."[14] In bombastischer Weise breitet der windige Professor seine deistischen Ideen aus: "Meine Gegenbehauptungen werden stark, sie werden kühn sein, aber umso gewisser werden sie siegen. Man wird sie am Ende natürlich finden, man wird Linné'n einen Pedantiker nennen: Was konnte ihn zum Beispiel verleiten, die Rubrik der Säugetiere so einzuschränken? Ist etwa die Bremse, der Blutegel, die Honigträgerin nicht so gut ein Säugetier als der Elephas helfenbeiniensis etc? Wie? Uebersah Herr Linné denn gänzlich den Saugrüssel dieser Geschöpfe? Er muss wahrhaftig noch keine Biene aus der Nähe betrachtet haben. Wie weise ist vom Schöpfer alles eingerichtet!

---

[12] EM, II, S. 114.

[13] "Wispel auf Reisen," EM, II, S. 757. Vgl. auch den Brief an Hartlaub vom 14. September 1837, EM, III, S. 410, in dem Mörike Wispel in eben diesem Ton über Goethe schreiben lässt.

[14] EM, II, 757.



Und das sollte Herrn Linne entgangen sein? [. . .] Der Walfisch ist der grösste Mollusk. Ueberhaupt aber was will eine Einteilung der Werke Allvaters besagen von seiten eines endlichen Verstandeswesens? [. . .] In den Sehnerven Allvaters rinnt das Volumen eines Nilpferdes zu einer Banmeise (sic) zusammen."[15]

In diesem Ton plaudert der aufgeblasene Bildungsphilister, der seinen Gallimathias selber für höchste Weisheit nimmt. Der gefühllos erscheinende Rationalist kommt mit all seiner Rederei nicht weit und wird höchstens zur belustigenden Karrikatur. Mörike verdammt in Wispel nicht nur das Grossmaul; manchmal legt er ihm auch Worte in den Mund, die seine -- des Dichters -- Ueberzeugung zum Ausdruck bringen: So taugt zum Beispiel das Wissen von noch so zahllosen Einzelheiten aus dem Gedächtnis dem Menschen wenig, denn sobald er es auf's Totale anwenden will, stimmt die Rechnung nicht mehr und er läuft bei stockfinsterer Nacht, wie der kleine Feldmesser im "Schatz," doch blindlings der Gefahr in die Hände. "Ihnen ja dient nur wenig zu wissen," meint Lolegrin, der Götterbote.[16]

In Wispel hat Mörike zwar keinen "Sehrmann" gezeichnet, aber doch einen Menschen, der sich die Wichtigkeit eines solchen zu

---

[15] a.a.O.

[16] "Märchen vom Sichern Mann," EM, I, S. 76.



geben versucht und der doch immer noch zu albern und ungeschickt dazu ist. Wenn der echte "Sehrmann" eigentlich nur die Peitsche der Ironie verdiente, so ist dieser Wispel -- bei aller Widerwärtigkeit -- in seinem abgeschabten Nankingfräckchen noch mit einer Güte geschildert, die beinahe Mitleid erregt. Am stärksten vielleicht an jener Stelle, wo sein widerliches Wesen am abstossendsten hervortritt, nämlich, wo er in die Stube stürzt, um zu melden, dass der Schauspieler "sich einen Tod angetan" habe und winselnd in die Worte ausbricht: "Wispel hat auch Gefühl, dass Sie's nur wissen, ich habe auch noch ein Herz."[17]

Wir sehen hier durch alle Ironie, durch Humor und manchmal Sarkasmus hindurch den Zweifler Mörike, der an ein Erfassen des totalen Weltgeschehens durch die Vernunft allein nicht glaubte. Von jenem allzusimplen Verstand, der die Welt so einfach wie möglich nimmt, der die Lebensvorgänge mechanisiert und, wenn er bis fünf zählen kann, das ganze Weltall im Sack zu haben glaubt, -- von einem solchen Verstande hielt er sehr wenig, belustigte sich in "wispelscher Art" darüber und war überzeugt, dass das wahre Wissen von den grossen Zusammenhängen in seiner ganzen Fülle niemals in die "russigen Kammern" des Gehirnes hineingepresst werden könne.[18] Das G e f ü h l ist zwar undeutlicher, für den

---

[17]Nolten, EM, II, S. 303.

[18]Vgl. Maync, S. 246 und EM, I, S. 76.



Dichter aber viel weiter umspannend als der Verstand und ebenso ist auch der Instinkt ungewisser, aber feinfühliger als das Wissen. Vielleicht lässt sich mit einem Bild sagen, wie sich der Dichter zur "ratio" verhielt: Die Sammellinse des Verstandes liefert scharfe Bilder aber von kleinem Umfang. Die Sammellinse des Gefühls liefert zwar verschwommene Bilder, aber von grossem Umfang. Mörike strebte nach diesem Umfassenden.

Nur einmal benützt der Dichter die Neigung zur Wissenschaft, um einem Charakter Bedeutsamkeit zu verleihen: bei Margot, der Präsidententochter im Maler Nolten. Energische, im Handeln verständige und einfache Frauen waren dem komplizierten und unpraktischen Mann sympathisch und wirkten beruhigend auf ihn. Frauen beschäftigen sich, meinte er, ruhig und ohne Prahlerei mit wissenschaftlichen Dingen, etwa so, wie wenn sie eine Handarbeit machten.[19] So zeichnet Margot ihre Weltkugel "ohne den geringsten Zug von gelehrter Koketterie" und gesteht bescheiden: "'Wir Frauen, wenn uns der Fürwitz mit den Wissenschaften plagt, krebsen mitunter bloss, wenn wir zu fischen meinen, und freilich ist es dann ein Trost, dass es den Herren Philosophen zuweilen auch nicht besser geht.'"[20]

---

[19] EM, II, S. 330.

[20] a.a.O.



f) Literarische Kritik

Auch gegen Auswüchse auf literarischem Gebiet richtete sich Mörikes Kritik. Schlechte Poeten werden in seinen Gedichten mehrfach verspottet. So machte er sich über die kraftlose Weichheit der landläufigen Lyrik lustig, wenn er in dem Gedicht "Restauration" den durch die Lektüre süsslicher Gedichte verstimmten Magen mit einem Rettich erfrischt:

> Das süsse Zeug ohne Saft und Kraft!
> Es hat mir all mein Gedärm erschlafft.
> Es roch, ich will des Henkers sein,
> Wie lauter welke Rosen und Kammilleblümelein.
> Mir ward ganz übel, mauserig, dumm,
> Ich sah mich schnell nach was Tüchtigem um,
> Lief in den Garten hinterm Haus,
> Zog einen herzhaften Rettich heraus,
> Frass ihn auf bis auf den Schwanz,
> Da war ich wieder frisch und genesen ganz.[1]

Sentimentalen Poeten, -- Mörike nennt sie tränenreiche Sänger -- ruft er in dem Gedicht "Zur Warnung" zu, dass sie nicht gut daran täten, im Katzenjammer zu dichten.[2] Da kämen dann Verse heraus wie:

> 'Es schlagt ein Nachtigall
> Am Wasserfall;
> Und ein Vogel ebenfalls,
> Der schreibt sich Wendehals,
> Johann Jakob Wendehals;
> Der tut tanzen
> Bei den Pflanzen
> Obbemeld'ten Wasserfalls -'[3]

---

[1] EM, I, S. 227.

[2] EM, I, S. 227.

[3] a.a.O.



Zur Rettung wurde dem Dichter diesmal nicht ein Rettich, sondern -- der Wein! Auch klagenden Liebespoeten, die "froh ein traurig Lied" singen, gilt hin und wieder sein Spott:

> Von Liebe singt so mancher Mann,
> Damit er auch von Liebe singe,
> Und hebt ein mächtig Klagen an;
> Der Ruhm ist gross, die Pein geringe . . . etc.[4]

Die Ehrsucht gewisser Dichterlinge, die stets nach Stoffen jagen und daher die Schönheit der Welt nur halb geniessen können, wird in dem folgenden Epigramm verspottet:

> Lass doch dein Dichten! hast ja Geld;
> Tropf! brauch's, die Poesie lebendig zu betreiben!
> Was gilt's, dich freut das Schönste in der Welt
> Nur halb, vor lauter Angst, du müssest es beschreiben.[5]

Diese Zeilen beziehen sich wahrscheinlich auf den "Sporenklirrer," auch "Buckel" genannt, einen eingebildeten Oberamtsrichter, der schlechte Gedichte verfasste und sich aus Eitelkeit militärischer Umgangsformen befleissigte. Auch in der "Epistel" wird dessen Ehrsucht und Missgunst mit scharfer Satire getroffen:

> Wie sich dein neuer Poet in unserem Kreise gefalle?
> Nicht zum besten. Er meint, man verstünd' ihn eben
> auch hier nicht.
> Jetzo hat er ein griechisches Epos, hör' ich, die Argo-
> nauten, heroische Form, auf dem Amboss. Segn' es der
> Gott ihm,
> Aber zu lesen begehr' ich es nicht. Glaub mir, das ist auch so
> Eins von den sauren Genies, dergleichen wir mehrere kennen.
> Wortkarg streicht er den Schnurrbart sich, wie verstimmt
> und befangen,
> Wenn man des Trefflichsten irgend gedenkt von den Alten
> und Neuen;

---

[4]"An einen Liebesdichter," EM, I, S. 241.

[5]"An - ," EM, I, S. 215.



Oder er mäkelt daran mit kleinlichem Tadel, von fern erst,
Bis er, hitziger werdend im Streit, Massloses daherschwatzt
Und wie ein stätischer Esel hinausschlägt, wo es auch
hintrifft.
Das sind schlimme Symptome. - usw.[6]

Geistlose Nachahmer Rückerts, Platens und Eichendorffs, Vers- und Reimkünstler, denen es nur auf die Form, nicht auf den Gehalt einer Dichtung ankommt, und die in sich "überkollernden" Reimen und Rhythmen schwelgen, werden in der parodistischen "Apostrophe" lächerlich gemacht. Zum Gegenstand dienten dem Dichter zwei tausendjährige Eichen, unter denen er gerade sass, als er sich über die Nachäffer altruierte:

Von Grund des Herzens preis' ich euch,
Und überglücklich heiss ich euch,
Dass ihr so hoch euch beide streckt
Und in so dicken Häuten steckt,
Dass, was ich euch in künstlichen,
So äusserst sprachverdienstlichen
Reimweisen eben vorgesungen,
Euch gar nicht an das Ohr gedrungen.[7]

Wie wir sehen, verstand sich Mörike auch aufs Parodieren und durchaus nicht immer wollte er dabei jemanden persönlich treffen; sonst hätte er sich sicher nicht an Goethe gewagt (den er überaus

---

[6] EM, I, S. 118. Vgl. auch S. 28 dieser Arbeit, sowie Fischer, S. 150.

[7] EM, I, S. 120. Ueber die dreisilbigen Reime vgl. Wolfgang Kayser, Kleine deutsche Versschule, 11. Auflage (Bern 1965), S. 56.



schätzte!), dessen "Schäfers Klagelied" er mit ungezwungenem Witz in "Lammwirts Klagelied" nachbildet.[8] Aeusserst ergötzlich ist die Parodie bei der Lektüre von Klopstocks Oden. Seiner Gewohnheit gemäss hatte Mörike wieder einmal einen Lieblingsplatz am Waldrand aufgesucht, um sich dort seiner Lektüre hinzugeben. Bald aber hatten ihn die Schnaken ausgewittert, überfielen ihn, und liessen das Buch mit der erhabenen Dichtung zur "Schnakenfalle" werden. Den Messias-Sänger lustig parodierend, redet er eine der Todgeweihten an:

> "Du fliehst! o bleibe, eile nicht, Gedankenfreund!"
> (Dem hohen Mond rief jener Dichter zu dies Wort.)
> Patsch! Hab' ich dich, Canaille, oder hab' ich nicht?
> Und hastig -- denn schon hatte meine Mordbegier
> Zum stillen Wahnsinn sich verirrt, zum kleinlichen --
> Begierig blättr' ich: ja, da liegst du plattgedrückt,
> Bevor du stachst, nun aber stichst du nimmermehr,
> Du zierlich Langgebeintes, Jungfräuliches! etc.[9]

Mörike, wie wir schon andeuteten, (S. 69) konnte schlechte Rezensenten nicht ausstehen. Er überhäufte sie mit Spott, wenngleich er sich durch ihre Kritik nicht anfechten liess. Genau so unberührt liess ihn unkritisches Lob, da er es für wertlos erachtete. Er hielt es mit seinem Distichon:

> Närrische Tadler und Lober auf beiden Seiten! Doch darum
> Hat mir mein Schöpfer den Kopf zwischen die Ohren gesetzt.[10]

---

[8]EM, I, S. 216.

[9]"Waldplage," EM, I, S. 177.

[10]"Auskunft," EM, I, S. 232.



Seinen Freunden jedoch räumte er ohne Empfindlichkeiten grosse Rechte ein und wir wissen, dass sie an seinem Schaffen kritischen Anteil nahmen, wenngleich dies auch aus dem Briefwechsel nur wenig ersichtlich ist.[11] Mörikes eigene literarische Kritik, wo sie sich nicht in humorvoller, satirischer oder sarkastischer Weise zeigt, ist eher klein beieinander. Es steht zu hoffen, dass aus der eben jetzt der Oeffentlichkeit zugängig gewordenen Sammlung Dr. Fritz Kauffmann in Stuttgart doch noch einiges Neue zu Tage geschafft wird.[12] Dass solche eigentliche Kritik Mörikes an zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern stattgefunden haben muss, schliessen wir unter anderem aus einem Brief an Karl Grüneisen. Die betreffende Stelle lautet: "Ihrem geneigten Auftrag nach Kräften zu entsprechen, habe ich die beiden Bändchen von Siebel vollständig gelesen und über das eine derselben ein motiviertes Urteil zu Papier gebracht, welches in summa auch ganz auf das andere anwendbar ist, nur dass der Tadel hier in einigen Beziehungen noch zu verschärfen wäre."[13] Ueberhaupt ist dieser Brief noch in mancher Hinsicht beachtenswert: Mörike zeigt sich hier als in literarischen Urteilen absolut kompromisslos. Für den Dichter des "Masses" ist dies ausserordentlich, besonders wenn wir bedenken, dass die deutliche Absage sich an seinen

---

[11]Vgl. Storz, S. 13.

[12]Vgl. in "Review," GR, XLIII (1968), 69, über das Jahrbuch der Schillergesellschaft, 1966-1967.

[13]Brief vom 17. November 1860, EM, III, S. 766. Das "motivierte Urteil" selbst ist uns leider nicht erhalten.

Gönner Grüneisen richtet, um dessen Protegé (Siebel) es sich hier handelt. Dieser junge Dichter hat offensichtlich Mörikes Unwillen erregt, indem er sein Talent überschätzt und sein Ziel zu weit gesucht hat: "Wofern er seine Grenzen kennenlernen, alles übergreifend Gewaltsame rein von sich abtun, /. . ./, so könnte ihm vielleicht in der doch gewiss nicht verächtlichen Gattung des schlichten innigen Liedes, /. . ./ noch wohl etwas Gutes gelingen, das einem bescheidenen Ehrgeiz genügte. Allein von einer solchen Resignation scheint er mir weit entfernt."[14] Weiter wirft ihm Mörike "Ungeschmack" und Dürftigkeit der Erfindung und Reflexion, prahlerischen Uebermut und schädlichen Ehrgeiz vor. Am meisten aber ist der Dichter bekümmert, dass so ein Grünschnabel beim Publikum nicht durchfällt und "von den öffentlichen Richterstühlen ein solcher negativer Vorschub nicht wohl zu erwarten ist."[15]

Eine der ausführlichsten und sich direkt mit dem Werk befassenden Kritiken finden wir in einem Brief an Friedrich Theodor Vischer vom 17. Januar 1831. Leider lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen, um welches opus Vischer's es sich handelt, -- den Daten nach zu schliessen um die Erzählung "Der Traum."[16] Mörike bewundert

---

[14] a.a.O.

[15] Auf die mangelnde Urteilsfähigkeit und den schlechten Geschmack des Publikums findet sich eine herrliche Satire im Maler Nolten (EM, II, S. 312ff.).

[16] Vgl. Fritz Schlawe, Friedrich Theodor Vischer, Stuttgart (1959), S. 49-50.



in diesem Werk den geistigen Gedankenflug seines Freundes. Auch der "philiströseste Leser Deiner Schrift wird auf einige Zeit einen philosophischen Floh ins Ohr kriegen oder sich nachdenklich den Hintern reiben, wenn er sich so unvermutet und gewaltsam bis an den Punkt fortgeschleudert sieht, wo, sozusagen, die Welt mit Brettern vernagelt ist."[17] Mörike selbst aber muss für seinen Teil bekennen, dass "die Art von Spekulation, wo nicht meinem Naturell, doch meiner geistigen Diät und Oekonomie entgegen ist, und wenn sie auch die Organe, so etwas aufzufassen, immer bei mir vorfanden, [. . .] so befällt mich nachher eine Uebelkeit, die mir lange nachgeht."[18] Wiewohl sich anschliessend auf mehreren Seiten eine kritische Auseinandersetzung mit der Komposition des Ganzen, den lyrischen Einlagen, der Zeichnung der Charaktere, findet, lässt sich doch nicht übersehehn, wie subjektiv Mörikes literarische Kritik ist. Wiedereinmal folgt sie ganz nur dem inneren Gesetz seines Wesens und versucht alles mit dem ihm möglichen und gemässen Masstab zu messen. Neben dieser "Einseitigkeit" ist es der Zufall (wir könnten auch sagen: die mangelnde Systematik!), die Mörikes

---

[17] EM, I, S. 238.

[18] a.a.O. Diese Stelle verdient auch unsere Beachtung im Zusammenhang mit Mörikes "innerem Haushalt." Vgl. S. 25 dieser Arbeit.



literarische Kritik -- was immer auch noch aus dem Nachlass veröffentlicht werden wird -- für den Literarhistoriker irrelevant erscheinen lässt.

Nur wir, die wir mehr am Dichter selbst interessiert sind, sehen mit einiger Genugtuung, dass er auch hier sich selbst treu geblieben ist.



g) Varia

Unter diesem Titel fassen wir jene Stellen zusammen, an denen Mörike sich kritisch-beobachtend, manchmal tadelnd, manchmal auch einfach Vorgänge registrierend, zeigt. (Vgl.S.61) Auch über seine ausserordentliche Selbstkritik soll etwas gesagt werden, tritt sie uns doch in seinem Werk an manchen Stellen, oft ohne dass wir es bemerken, entgegen.

So ist zum Beispiel der pensionierte Steuereinnehmer Knisel in der "Geschichte von der silbernen Kugel" eine ironische Selbstdarstellung des Pensionärs und Petrefaktensammlers Mörike. Ihm musste "ein liebevoller Sinn und ein geübtes Auge für kleine stille Einzelheiten der Natur, Lebendiges und Totes, Stein, Pflanze oder Käfer zugestanden werden, das immerhin schon weit mehr ist, als man bei einem ganz verknöcherten Pedanten, wie sich der gute Mann dem ersten Anschein nach darstellen mochte, gesucht haben würde."[1] Noch deutlicher zeichnet sich der Dichter in dem Pfarrer, dem Vater Thobald Noltens: "Der Pfarrer nämlich, ein Mann von den widersprechendsten Launen, wohlwollend und tückisch, menschenscheu, hypochondrisch und dabei oft ein beliebter Gesellschafter, hatte neben manchen höchst widrigen Eigenheiten den Fehler der Trägheit

---

[1]"Geschichte von der silbernen Kugel" auch genannt: "Der Kupferschmied von Rothenburg," EM, I, S. 951.



in einem fast abscheulichen Grade, und sie verleitete ihn zu den abgeschmacktesten Liebhabereien. Konnte es ihm gefallen, mit gesundem Leibe ganze Tage im Bette zuzubringen und über ein und dasselbe Zeitungsblatt hinzugähnen, so machte dies wenigstens niemanden unglücklich."[2]

Diese Selbstironie, die, ohne zersetzend und stoffauflösend zu wirken, den Dichter als lächelnd-kritischen Beobachter seines Ichs und seines Werkes zeigt, erfüllt eigentlich die gleiche Aufgabe wie die spielerische Ironie der Romantiker: auch hier wird für den Leser eine Illusion zerstört und der Dichter offenbart sich als Mensch mit allen seinen Schwächen. In diesem Sinne finden sich viele Epigramme und poetische Episteln, von denen hier nur die Wichtigsten genannt seien:[3] "Waldplage,"[4] "Alles mit Mass,"[5] "Nimmersatte Liebe,"[6] "Ländliche Kurzweil,"[7] "Scherz"[8] und "Lose

---

[2] EM, II, S. 178.

[3] Vgl. Victor Gerard Doerksen, Mörikes Elegien und Epigramme (Zürich, 1964), S. 88.

[4] EM, I, S. 177.

[5] EM, I, S. 228.

[6] EM, I, S. 58

[7] EM, I, S. 157.

[8] EM, I, S. 258.



Ware."[9] Auch verschiedene Gelegenheitsgedichte gehören hierher, wie zum Beispiel: "An den Vater meines Patchens,"[10] "An Klara,"[11] "Der Petrefaktensammler"[12] und "Zwei Brüdern ins Album."[13]

Neben dieser Selbstironie finden wir auch die Selbstkritik, und die nicht nur an seiner Person, sondern auch an seinem Werk. Storz berichtet von unablässigen Emendationen in seinen Texten.[14] Leider sind uns diese Varianten nur zum geringsten Teil überliefert und werden auch in den Briefen kaum erwähnt. Wir wissen jedoch, wie sehr ihn die Umarbeitung des Maler Nolten beschäftigte, -- wie viele Aenderungen er auf kleine Zettelchen notierte und in seiner Rocktasche verschwinden liess, -- leider meist auf immer![15] In einem Brief an seinen Freund Ludwig Bauer vom 9. Dezember 1829, also noch zu seiner "Sturm- und Drangzeit," sehen wir Mörike auch selbstkritisch gegenüber seinen dichterischen Möglichkeiten. Gesperrt gedruckt stehen da die Sätze: "Ich wünsche mir vorderhand

---

[9] EM, I, S. 89.

[10] EM, I, S. 176.

[11] EM, I, S. 258.

[12] EM, I. S. 212.

[13] EM, I, S. 223.

[14] Storz, S. 13.

[15] Vgl. Maync, S. 382.



und für den oben angezeigten Zweck einen Theater-Stoff, an dem ich in einem raschen Zug fort schaffen könnte, der mich von selber hinderte, zu viel von meinem eigenen Wesen und persönlicher Empfindundsweise einzumischen, und wobei sich das Ende eher absehen liesse, . . ."[16] Drei Jahre später drückt er sich in ebendiesem Sinne noch deutlicher aus: "Immer werde ich mich wohl, ich mag vornehmen was ich will, auf eigene Erfindung des Stoffes zurückgewiesen sehen, da vom Vorhandenen selten etwas in meinen Kram taugt und mir bei der willkürlichen Verarbeitung des Historischen von jeher ein diffiziles Gewissen im Wege war, -- dummerweise, wie ich gern zugebe."[17] Aus diesem Grunde kam auch die Arbeit an dem Entwurf zu einem Hohenstaufendrama ("König Enzio") ins Stocken und wurde schliesslich fallengelassen.[18]

Nicht ganz so einsichtig und zum Rückzug bereit, wie bei der Verdichtung historischer Stoffe, zeigte sich Mörike bei seinen dramatischen Versuchen. Obwohl ihm seine Freunde immer wieder Mut zusprachen und ihm Material vorlegten, müssen wir auf

---

[16]Brief an Mährlen vom 21. Mai 1832, EM, III, S. 331.

[17]EM, III, S. 331.

[18]Vgl. Storz, S. 19 und Maync, S. 109ff.



eine allmähliche Resignation schliessen, sind uns doch nur Fragmente überliefert, -- vom Zwischenspiel im <u>Maler Nolten</u> und den unbedeutenden "Regenbrüdern" abgesehen.[19] Mörike muss sich in einem langen Kampf zu der Ansicht, dass er nun einmal nicht zum Dramatiker tauge, durchgerungen haben. Die enthusiastischen Briefe um die dreissiger Jahre und das Verstummen nach einem fragwürdigen Anfang, sprechen eine beredte Sprache. Die Inertia hat sicher auch dazu beigetragen; wir glauben es aber doch hauptsächlich seiner gesunden Selbstkritik zuschreiben zu dürfen, dass keine weiteren unglücklichen Versuche auf diesem Gebiet unternommen wurden.[20] Interessant ist noch zu wissen, dass nach den "Regenbrüdern" (1839) in der ganzen Korrespondenz alle eventuell noch vorhandenen Dramenpläne totgeschwiegen wurden. Selbstkritisches Erkennen der Möglichkeiten führte zu diesem

---

[19] "Das Fest im Gebirge" kann hier wohl kaum angeführt werden, handelt es sich doch um ein Gelegenheitsstück, das der selbstkritische Mörike zum Druck freizugeben sich nicht entschliessen konnte.

[20] Vgl. Brief an Mährlen vom 21. Mai 1832, <u>EM</u>, S. 331. Selbsterkenntnis war es schliesslich auch, als er den Journalistenberuf -- kaum angefangen -- wieder aufgab (S.21) und als er sich 1843 aus dem Pfarramt zurückzog. Schon am 26. März 1829 schrieb er in einem Brief an Mährlen: "Ich sage Dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient." <u>EM</u>, III, S. 136ff.



Verzicht, -- wie schon beim jungen Mörike in seinem Verhältnis zu Maria Meyer, der Peregrina seiner Dichtung, die auch nie mehr in seinen Briefen Erwähnung fand!

Wie selbstkritisch Mörike auch war, -- dem Tun und Treiben anderer Menschen, seien sie hohen oder niedrigen Standes, gebildet oder ungebildet, schaute er mit lächelndem Verständnis zu. Wir haben gesehen, dass er in der Kritik an seinen Mitmenschen nie hart wurde, dass ihm alles Moralisieren fernlag und er auf die Torheiten und Verkehrtheiten seiner Umwelt mit nachsichtigem, jedoch nie hochmütigen, Lächeln blickte. Wir stellten aber auch fest, dass diese Nachsicht manchmal sehr strapaziert werden konnte; wir denken an die Philister und Wichtigtuer aller Art. Eine ähnlich "abscheuliche" Gruppe Leute bildeten für Mörike die Tierquäler. Wir müssen hier etwas weiter ausholen:

Nicht immer brauchte Mörike Menschen zu seiner Gesellschaft. Wenn ihm die Unruhe des Lebens zu gross wurde, stieg er hinunter auf der Stufenleiter der Kreaturen: zu den Tieren, zu den Pflanzen, zu den schweigsamen Dingen (Versteinerungen, selbstgefertigte Tongefässe, etc.). Ihm waren sie nicht schweigsam. Er unterhielt sich mit seiner Menagerie, die gewöhnlich aus Hunden, Katzen und Vögeln bestand.[21] Ganz besonders ans Herz gewachsen war

---

[21] Vgl. Brief an Luise Rau vom 10. Dezember 1831, EM, III, S. 286, und Joseph Mühlberger, "Der Zaubergürtel -- Eine Betrachtung über Eduard Mörikes Liebhabereien," Baden-Württemberg, 8 (1967), S. 25.



ihm sein Hund Joli, dem er ein scherzhaftes "Impromptu," sowie verschiedene Musterkärtchen "widmete."[22] Die innige Beziehung, die Mörike zu aller Kreatur hatte, lässt sich in seinem Werk deutlich nachweisen; uns soll eine der schönsten und poetisch anmutigsten Stellen in seiner Dichtung überhaupt, genügen. Sie stammt aus dem Maler Nolten, findet sich in einem Brief Agnesens, und berichtet von einer aufgefundenen Katze: "Von Tag zu Tag gedieh es mehr und ist nun so vertraut im Haus, als wär' es immer dagewesen, spielt, scherzt mit mir und fordert mich zu Possen auf. Wenn ich sie so im Schoss zuweilen auf den Rücken lege und die vier Füsse in der Hand zusammenhalte, wie ein Bündlein Radieser, weiss und rot die zarten Blättchen unten -- das kann sie nicht leiden, da beisst sie gelind und macht es immer gleich mit Lecken wieder gut. Merkwürdig, dass die Tiere Spass verstehen, wenn man bedenkt, was das doch heissen will! Es ist kein Zug, mein' ich, der sie uns menschlicher zeigte."[23]

Wer solches schrieb, war nicht nur ein Dichter, sondern auch ein liebevoller, aufmerksamer Beobachter! Umsomehr musste ihn mangelnde Tierliebe kränken, -- ja, hier verstand er keinen Spass; und wenn wir sagten, dass Mörike seine Dichtung nie zum Moralisieren missbrauchte, so müssen wir hier die einzige Ausnahme machen.

---

[22]Vgl. Maync, S. 182 und EM, I, S. 337.

[23]EM, II, S.525.



Mörike bekannte selbst, dass sein Märchen "Der Bauer und sein Sohn" eine "deutliche Spitze gegen die Tierquälerei" enthält und daher "moralisch" genannt werden kann.[24] Herbert Meyer sieht in dem Märchen sogar einen "Kampfruf" des Dichters gegen die Tierquälerei, wogegen Storz die Unmissverständlichkeit und Moral der Aussage damit zu erklären versucht, dass Mörike mit Vorbedacht sich an ein bestimmtes Publikum -- nämlich die Bauern -- wandte: "Freilich, Mörike lässt so wenig wie die Moral, die Handfestigkeit des Bäurischen aus dem Auge: der Tierschinder und seine liederliche Wirtschaft musste ja von ländlichen Lesern gewürdigt werden."[25]

Es waren offenbar hauptsächlich die Bauern, bei denen Mörike die Tierliebe vermisste, -- konnte er sie doch in den manchen Jahren, da er auf dem Land wohnte, beim Vogelstellen, wie auch beim allzu grosszügigen Gebrauch der Peitsche beobachten. Das Gedicht "Gute Lehre" ist denn auch auf einen solchen Grobian gemünzt und schliesst mit deutlicher Verachtung für dessen Handwerk (Anlocken von Vögeln):

> . . . Sind wüste Kerl' die Bauern,
> Die geben Stank für Dank![26]

Mit dieser Antipathie mag auch zusammenhängen, dass er einmal Bauern mit Kaffern reimte, indem er die altertümliche Schreibweise

---

[24] Maync, S. 216.

[25] Mayer, S. 30 und Storz, S. 250.

[26] EM, I, S. 226.



"Bavvern" anwandte:

> Dein Vater muss studieren
> Die Predigt memorieren
> Die Predigt, meiner Treu.
> Ob er sie seinen Bavvern,
> Tscherkessen oder Kaffern
> Hält, ist ganz einerlei.[27]

Auch in dem Gedicht "Unser Fritz" handelt es sich um einen Bauern, eventuell sogar um seinen eigenen Hausknecht, der ob seiner fanatischen Fallenstellerei sogar das Leeren der verschiedenen Käfige vergass, sodass die Vögel verhungern mussten. Mörike nennt ihn schlicht einen "Mörder" und "Vogelstellerlümmel."[28] Die Abscheu gegen jedes vorsätzliche Quälen der Kreatur teilte Mörike noch mit manchen anderen Dichtern, wie besonders Johann Peter Hebel, Gottfried Keller und Marie von Ebner Eschenbach. Sensibel, und selbst jedem Leiden sympathisch gegenüberstehend, musste er aber noch viel mehr als andere so heftig reagieren, denn die Gefühllosen waren schliesslich auch seine persönlichen Widersacher (und die seiner Dichtung!).

Noch gilt es, an ein paar "Aeusserlichkeiten" nachzuweisen, dass Mörike über die Fortschritte seiner Zeit unterrichtet war, sie nicht nur nolens volens akzeptierte, sondern sie sogar als nutzbringend

---

[27]"Im Garten," EM, I, S. 375. Vgl. auch das Gedicht: "Pastoralerfahrung," EM, I, S. 231, in dem er seine Bauern mit feinster Ironie ob ihres Heuchlertums und ihrer Diebesgelüste tadelt!

[28]EM, I, S. 219. Eine ähnliche Episode schildert er in aller Ausführlichkeit in einem Brief an Hartlaub vom 26. Juni 1840, EM, III, S. 486. Mörike spricht hier von einem "vierzigjährigen Flegel, der die kaum flügge Brut ein paar Kindern als Spielzeug auf etliche Stunden, bis sie etwa verhungert wären, vermachte." Der Dichter konnte aber diesmal den Unhold eruieren: "Ich wurde rot und blass vor Wut, spürte dem Täter nach und brachte ihn auch bald heraus."



begrüsste. Mörike also nicht als konservativer Reaktionär, und allem Neuen a priori abhold, sondern als freisinnig-liberal denkender und zukunftsfreudiger Optimist! In seinem Werk sehen wir ihn allerdings nur in den "Bruchstücken eines Romans" von dieser Seite, in den Briefen dagegen sind zahlreiche Aeusserungen nachweisbar. In dem unvollendeten Roman wurden bis jetzt immer religiöse Schwärmerei und Konversion als zentrale Themen angesehen.[29] Erst Storz weist in seinem 1967 publizierten Buch darauf hin, dass auch noch andere Motive bei einer Fortführung hätten in den Vordergrund rücken können, besonders durch die beiden Protagonisten: "Vermutlich sollten beide, Klifford und Thomas, repräsentative Bedeutung gewinnen, derart, dass in ihnen naturwissenschaftliches Denken und religiöse Glaubensüberzeugung gegenüberstehen sollten."[30] Aber selbst was uns in Bruchstücken vorliegt, ist interessant und zeigt uns einen anderen Mörike: Es ist das einzigemal in seiner ganzen Poesie, dass er über das ihm Bekannte und Vertraute hinausstrebte. So spielt ein Teil der Begebenheiten in England und alle Hauptpersonen tragen englische Namen (Mary, auch City genannt, Prof. Killford, Sir Thomas, Sir Leithem u.A.). Killford, ursprünglich Philologe, der später auf Physik umsattelte, ist von Haus aus Deutscher, -- sein ganzes Interesse gilt aber "der

---

[29] Vgl. Maync, S. 170 und Benno von Wiese, S. 180. Mörike selbst hat durch Aeusserungen in einem Brief an Mährlen vom 8. Mai 1833 EM, III, S. 376, diese Ansicht begünstigt.

[30] Storz, S. 221.



Kaufmannsinsel und ihrem mächtigen Verbande mit allen Teilen der Welt."[31] Es steht ziemlich ausser Zweifel, dass mit England die wirtschaftliche Grossmacht und das Land der naturwissenschaftlichen Ueberlegenheit gegenüber dem Kontinent gemeint ist.[32] Von dort kommt auch ein erstaunliches Geschenk an den Gelehrten: die modernste aller Luftpumpen. "Nach dem Essen nahm mich der Oheim auf sein Zimmer. Er riegelte die Tür. 'Du sollst ein Prachtstück der Mechanik, ein opus erster Grösse sehn', sprach er und zeigte auf den Tisch, wo man unter einem weissen Tuch das glänzende Fussgestell einer Maschine hervorblicken sah. [. . .] Er zog das Tuch hinweg, und ich hatte fürwahr alle Ursache, ein Meisterstück von englischer Luftpumpe zu bewundern. 'Seh einer dies paar Glocken an', rief der Oheim aus, 'diese Gradmesser von der neuesten Erfindung, die Bequemlichkeit, Präzision und geschmackvolle Derbheit und bekomme nicht Respekt vor Menschenwitz und Fleiss'".[33] Wer würde es je wagen, diese Zeilen Mörike zuzuschreiben? Und doch verleugnen sie den Dichter nicht: es lässt sich eine Distanz zwischen ihm und dem beschriebenen Gegenstand nachfühlen; Mörike staunt und bewundert wie ein Kind und ist schliesslich von der Aesthetik der Apparatur mehr beeindruckt, als

---

[31] EM, I, S. 925.

[32] Vgl. Storz, S. 220.

[33] EM, I, S. 936.



von deren Zweckmässigkeit. Damit sei nicht geschmälert, was wir oben "Lobenswertes" und Neues festgestellt haben. Der Dichter hat sich nicht geändert, -- er hat nur sein Blickfeld erweitert!

Auch sonst finden sich in diesen Bruchstücken noch erstaunliche Stellen. So geisselt Mörike den Brotneid unter Professoren, wendet sich mit aller Schärfe gegen den Rationalismus, dem er ein "falsches naturalistisches Bestreben" und einen "Schein von Wissenschaftlichkeit" vorhält und endlich lässt er einen seiner Protagonisten in Griechenland für die Sache der Freiheit kämpfen.[34]

In den Briefen findet die moderne Technik immer wieder Erwähnung. Besonders scheint der Dichter das Eisenbahnfahren geliebt zu haben: "Auf die Fahrt mit der Eisenbahn von Heilbronn nach Stuttgart möcht' ich natürlich nicht verzichten . . . ."[35] Einmal berichtet er ganz stolz: "Wir machten auf der Eisenbahn den Weg von Stuttgart bis Friedrichshafen von morgens acht bis abends vier Uhr."[36] Anlässlich einer Reise nach München (wohl die weiteste, die er je unternahm) gestand er ganz freimütig, dass ihm der "Eisenbahnrutsch weit mehr wert ist, als alles Kunstwesen [vor dessen erdrückendem Genuss ich mich schon fürchte]."[37]

---

[34] EM, I, S. 939 und 944. Zum Thema: Mörike und die Professoren vgl. Maler Nolten, EM, II, S. 611.

[35] Brief an Hartlaub vom 21. Juli 1848, EM, III, S. 666.

[36] Brief an Hartlaub vom 1. Mai 1851, EM, III, S. 690.

[37] Brief an Klara Mörike im Juni 1853, Seebass, S. 268.



Während seines Aufenthaltes am Bodensee (1851) bewunderte er die stolzen und "übermütigen" Dampfschiffe und genoss offenbar die Ueberfahrt von Friedrichshafen nach Konstanz in vollen Zügen.[38] Im Oktober desselben Jahres erzählt er in einem Brief an seine Braut Margarethe von Speeth, wie er dem Start des ersten Luftballons in Württemberg beigewohnt habe. Er verfehlt nicht zu bemerken, dass es sich bei dem kühnen Luftschiffer um den Engländer Greene handelt. (Vgl. S. 106) Weiter erzählt er: "Als wir oben in der Gartenstrasse liefen, erblickten wir das schwarze, merkwürdige Ungeheuer auf einmal etwa zweimal so hoch als der Stiftsturm [. . .], ganz ruhig, mit unmerklicher Schnelligkeit aufsteigend. Ich sah durch den Tubus die Inschrift 'Constant'! auf dem Wachstaffet, die Gondel und das niederhängende Seil. Ehe eine Minute verging, war er in den Wolken verschwunden."[39]

Viel weniger enthusiastisch war der Dichter bei seiner ersten Begegnung mit der Technik des Photographierens, genauer gesagt: bei deren Resultat. "Letzten Dienstag habe ich mich

---

[38] Brief an Margarethe von Speeth vom 5. Mai 1851, EM, III, S. 692.

[39] Brief an Margarethe von Speeth vom 19. Oktober 1851, EM, III, S. 716. Vgl. zum Thema "Luftschiffe" das Kapitel "Vermischte Gedanken über die aerostatischen Maschinen" bei Franz H. Mautner in seinem eben erschienenen Buch: Lichtenberg -- Geschichte seines Geistes (Berlin, 1968), S. 270, in dem er von einer von Lichtenberg ausgehenden "Luftballonpoesie der deutschen Literatur" spricht.



richtig daguerrotypisieren lassen -- aber Affenschande! Ein alter, grämlicher Kanzleiratskopf mit halboffenem, latschigem Maul -- für vier Gulden dreissig Kreuzer das Stück -- kam zum Vorschein /. . ./ und kurz: nicht zu brauchen."[40]

Obige "Musterkärtchen" zeigen uns nochmals, dass der Radius von Mörikes physischer Umwelt zwar klein gewesen sein mag, dass aber sein geistiger und sein Wissenshorizont durchaus nicht von den Hügel- und Wäldersilhouetten um sein Pfarrdorf begrenzt wurde. Der "ewige Idylliker" nahm lebhaften Anteil an der technischen Revolution seiner Tage; es scheint sogar, als hätte er hier einen ernsthaften Versuch unternommen, aus seiner oft die Oberhand über ihn gewinnenden Passivität herauszugelangen und die Technik in sein Leben zu integrieren, oder wenigstens doch, sie als Notwendigkeit anzuerkennen.

---

[40]Brief an Hartlaub vom 19. Juni 1855, EM, III, S. 742. Vgl. auch Koschlig, S. 162 und 239.



V. ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSS

Wir stellten in der Einleitung (S. 3) als Frage der Arbeit: Gibt es überhaupt den Kritiker Mörike, und wenn ja, wo zeigt er sich kritisch? Die einzelnen Kapitel sollten eine Beantwortung in fortschreitendem Masse geben. Eine eingehende Vorbetrachtung über die Haupteinflüsse in der Entwicklungszeit, seine Veranlagungen und seine Umwelt, schaffte die Grundlage, von der aus nun die einzelnen Fragenkreise angegangen werden konnten. Besonderes Gewicht legten wir auf die Feststellung, dass Mörikes Wesen sich weder aus seiner Dichtung, noch aus seiner Biographie mit einigen Sätzen einfach festhalten lässt; dazu waren seine Anlagen viel zu heterogen. Kaum aber -- so sahen wir in dem Kapitel über die Umwelteinflüsse -- gab es einen bestimmteren Menschen als ihn. Welches Mittel, welche Ausflucht je und je am besten tauge, um bei sich selber bleiben zu dürfen, darüber hat er in den verschiedenen Lebenslagen zwar sehr verschiedene Gedanken gehabt. Dass er aber unter allen Umständen bei sich selber bleiben wollte, dieses Grundziel stand als die Konfession seiner Konfessionen von den Knabentagen bis in die Greisenjahre unverbrüchlich fest. So kommt es, dass man ihm vielleicht die Züge eines Charakters abstreiten möchte; er war aber durch und durch ein Charakter, wie er auch durch und durch ein Dichter war. Allerdings äusserte sich das Senkrechte seiner Art weniger im Tun oder Tadeln, sondern oft einfach in schweigsamem Ablehnen und Vermeiden. Was wir als "Haushalten mit seinen Möglichkeiten," als "Suche nach dem ihm und seiner Dichtung verträglichen



Mass" bezeichneten, hat er in der unverkennbaren Beichte des Maler Nolten selbst ausgedrückt: "Eben die edelsten Keime deiner Originalität erforderten von jeher eine gewisse stete Temperatur, deren Wechsel soviel möglich nur von dir abhängen musste, eine heimliche melancholische Beschränkung, als graue Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit, die so recht aus dem innigen Gefühl unseres Selbst hervorquillt."[1] In diesen Worten gibt er auch seinem Gebet um ein Mittleres an Liebem und Leidem (S. 28) die wahrhaft diesem bekannten und oft missverstandenen Gedicht zukommende Deutung.

Damit erklärt sich auch die weitgehende Abwesenheit von Mörikes Kritik, oder in den Bereichen, wo wir solche feststellen konnten, ihre besondere Art. Eigentlich liess sich überhaupt nur ein "Schwerpunkt" feststellen: Mörike tadelt und geisselt (oft mit Humor, manchmal mit Ironie und hie und da auch recht sarkastisch), alles Ueberhobene, innerlich Unwahre, Kleinliche und Selbstbetrügerische. So schafft er schon in früher Zeit (vor 1830) die Karikatur der Einbildung, der Lügenhaftigkeit und der äusserlichen Nachäffung in der Figur Wispels, die später durch die einbildnerischen "Sehrmänner" einen noch kräftiger gezeichneten -- aber auch noch unangenehmeren -- Kompagnon erhält. Mit alledem bekämpfte Mörike nach aussen, was er zuvor in sich selbst mit Schonungslosigkeit und noch viel weitgehender vernichtet

---

[1] EM, II, S. 205.



hatte -- die Prätention, und fordert von andern, was er schmerzlich an sich selbst geübt hatte -- die Selbstprüfung. Selbstprüfung ist Selbstkritik, und Mörike brachte es darin zum Meister: Sie beginnt mit der richtigen Einschätzung seines Dichtens und reicht bis zu der lächelnden Aufrichtigkeit, mit der er die eigenen Unzulänglichkeiten und Grillen eingesteht ("Ländliche Kurzweil," "Der Petrefaktensammler," "Der alte Turmhahn" u.a.). Mit dieser inneren Freiheit gewinnt der Dichter auch im äusseren Leben die völlige Unabhängigkeit von jeder Pose, von Fassadentum und Repräsentation.

Gemessen an der Tatsache, dass es Mörike unmöglich war, Tagesfragen in künstlerische Form zu pressen, erstaunte uns doch das rege Interesse, das er besonders allen politischen Vorgängen entgegenbrachte. Seine Anteilnahme war aber doch -- im ganzen gesehen -- eher kontemplativer Natur, wobei er sich vor allem mit den seelischen Folgen der Zeitereignisse beschäftigte. Seine literarische Umwelt bestand hauptsächlich aus seinem Freundeskreis und was ihm mehr zufällig an Literatur gerade in die Hände geriet.[2] Daher war auch auf literarischem Gebiet von Mörike kein wirklicher Beitrag zu den grossen Auseinandersetzungen seiner Tage zu erwarten, nahm sich der Dichter doch schon gar nicht erst die

---

[2]Gerechterweise muss erwähnt werden, dass der Dichter auf Buchsendungen von Freunden angewiesen war, befand er sich doch die meiste Zeit ausser Reichweite irgendeiner namhaften Bibliothek!



Mühe, sich eingehend zu informieren.

So kommen wir zu dem eindeutigen Schluss, dass Mörikes Kritik eigentlich nur subjektiv ist, -- dass sie zwar ganz den sich immer selbst treu bleibenden Dichter spiegelt, im übrigen aber sowohl für sein Werk, als auch für seine Zeit eher irrelevant bleibt. Dennoch ist nicht zu übersehen, was dieser kleinen Untersuchung Berechtigung verleiht: Sie soll helfen, das verzeichnete Mörikebild zu korrigieren. Nicht immer hatte der Dichter den "Drang zum Schlaf und zu warmen Hausschuhen."[4] Er war viel wacher, als wir gemeinhin annehmen wollen; wir müssen nur gründlich lesen, genau hinhören und vor allem seine Briefe mit in die Lektüre einbeziehen. Dann sehen wir: Ein Wolkenkuckucksheimer war er nicht, -- so wenig wie ein grosser Kritiker.

---

[4]Sandomirsky, S. 24.



BIBLIOGRAPHIE

1. Text:

Mörike, Eduard. Sämtliche Werke und Briefe, hrsg. Gerhart Baumann, 3 Bde., zweite, erweiterte Auflage, Stuttgart, 1961.

-----. Unveröffentlichte Briefe, hrsg. Friedrich Seebass, zweite Auflage, Stuttgart, 1945.

2. Sekundärliteratur über Mörike:

Böschenstein, Renate. Idylle. Realienbuch für Germanisten, Stuttgart, 1967.

Bringewald, Maria. "Der Humor bei Mörike," Diss., Köln, 1924.

Doerksen, Victor Gerhard. Mörikes Elegien und Epigramme, eine Interpretation. Zürich, 1964.

Farrell, Ralph. Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. London, 1960.

Fischer, Karl. Eduard Mörikes Leben und Werke. Berlin, 1901.

Greiner, Martin. Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie. Göttingen, 1953.

Heine, Heinrich. Sämtliche Werke, hrsg. Ernst Elster, 11 Bde., Leipzig und Wien, o.D., "Die romantische Schule," Bd. V, S. 207-358.

Held, Günter. "Das schwäbische Element in der Dichtung Eduard Mörikes." Diss., Tübingen, 1951.

Koschlig, Manfred. Mörike in seiner Welt. Stuttgart, 1954.

Krauss, Rudolf. "Mörike und die Politik," Euphorion, I (1894), 129-136.

-----. "Zwei Mörikebiographien," Euphorion, IX (1902), 783-801.



Mautner, Franz. Lichtenberg - Geschichte seines Geistes. Berlin, 1968.

Maync, Harry. Eduard Mörike, sein Leben und Dichten. Stuttgart und Berlin, 1913.

Meyer, Herbert. Eduard Mörike. Realienbuch für Germanisten, zweite Auflage, Stuttgart, 1965.

Mühlberger, Joseph. "Der Zaubergürtel - Eine Betrachtung über Eduard Mörikes Liebhabereien," Baden-Württemberg, VIII (1967), 25.

Neumann-Rudolphi, Gerda. "Romantik und Realismus," Diss., Göttingen, 1948.

Nordheim, Werner von. "Mörikes dramatische Jugendwerke 'Spillner' und 'Die umworbene Musa' - eine Einheit," Euphorion, XXXXVIII (1954), 90-94.

Prawer, Siegbert. Mörike und seine Leser: Versuch einer Wirkungsgeschichte. Stuttgart, 1960.

Reinhardt, Heinrich. Mörike und sein Roman 'Maler Nolten'. Horgen/ZH und Leipzig, 1930.

Rieder, Heinz. Liberalismus als Lebensform in der deutschen Epik des neunzehnten Jahrhunderts. Nendeln, Liechtenstein, 1967.

Sandomirsky, Vera. Eduard Mörike, sein Verhältnis zum Biedermeier: Ein Versuch. Erlangen, 1935

Schahl, Adolf. Lauter Kleinigkeiten zwar . . .. Auf den Spuren von Eduard Mörike. Stuttgart, 1962.

Schlawe, Fritz. Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, 1959.

Schnabel, Helmut. "Die Eigenart der Lyrik Mörikes," Diss., Göttingen, 1949.

Schwäbischer Schillerverein. 18. Rechenschaftsbericht, 1913-1914, Stuttgart, 11-65.

-----. 43. Rechenschaftsbericht, 1938-1939, 111.



Spaetling, Robert. "Reviews," (on Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft), GR XLIII, 1 (1968), 69-70.

Stadtbücherei Stuttgart. Ein Bücherverzeichnis zu Eduard Mörikes 150. Geburtstag am 8. September 1954. Stuttgart, 1954.

Storz, Gerhard. Figuren und Prospekte, Ausblicke auf Dichter, Mimen, Sprache und Landschaft. Stuttgart, 1963.

-----. Eduard Mörike, die Entfaltung einer dichterischen Konstitution seltener Art. Stuttgart, 1967.

Strich, Fritz. Dichtung und Zivilisation. München, 1928.

Wiese, Benno von. Eduard Mörike. Tübingen und Stuttgart, 1950.

Zemp, Werner. Mörike. Elemente und Anfänge. Frauenfeld, 1939.

3. Nachschlagewerke:

Bieber, Hugo. Der Kampf um die Tradition: Die deutsche Dichtung von 1830-1880. Stuttgart, 1928.

Brockhaus, der grosse. Enzyklopädie. 20 Bde., 17. Aufl., Wiesbaden, 1968.

Gilliard, Charles. A History of Switzerland. London, 1955.

Grabert, W. und Mulot, A. Geschichte der deutschen Literatur. München, 1958.

Haym, Rudolf. Die romantische Schule. Berlin, 1906.

Kayser, Wolfgang. Kleine deutsche Versschule. 11. Auflage, Bern, 1965.

Martini, Fritz. Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus, 1848-1898. Stuttgart, 1962.

Pongs, Hermann. Das kleine Lexikon der Weltliteratur. Sonderausgabe Europ. Buchklub, Stuttgart, Zürich, Salzburg, o.D.

Schweizer Lexikon, 7 Bde., Bd. 6, Zürich, 1948, 1447 und 573.







